Entdeckungsreise zu Gebieten von besonderem Interesse

Dokumentation der Tagung
Kunst und Kultur als Entwicklungsfaktor für Städte und Regionen

Juni 2022

Soziokultur Niedersachsen

Inhalt

3 Editorial

Die Impulse

7 Urbane Intelligenz - eine Alltagserfahrung
Prof. Tim Rieniets, Institut für Entwerfen und Städtebau

12 Nutzung, Umnutzung und An eignung - wie aus öffentlichen gemeinschaftliche Räume werden können
Martin Keil, REINIGUNGS-GESELLSCHAFT

14 Warum es die Pflicht der Kunst ist, die Stadtentwicklung her-auszufordern.
Gabriela Langholf, Zentrum für Politische Schönheit

15 Echte Beteiligung“? Stadtteil-kultur im Zusammenspiel mit integrierter Kommunalent-wicklung und professioneller Gemeinwesenarbeit.
Johanna Klatt und Markus Kiss ling, LAG Soziale Brennpunkte

16 Parklets als Experimentier-felder städtischen Miteinanders
Gerrit Retterath,
Hier im Quartier, Kultur-zentrum Schlachthof

18 Beteiligung: selbstverständ-lich!?
Kirsten Klehn,
plan zwei Hannover

19 Warum die Soziokultur ein zent raler Treiber der Trans-formation unserer Innenstädte sein sollte
Dr. Matthias Rauch,
NEXT Mannheim

Die Labore

20 Die Stadt mit Füßen lesen
Bertram Weisshaar,
Atelier Latent

21 Szenen einer Großstadt
Axel Watzke, studiovorort

22 The City as Commons
Martin Keil, REINIGUNGS-GESELLSCHAFT

23 Migrant*innen aus der Zukunft oder vom Ende der Soziokultur?
Sebastian Cunitz,
Cameo Kollektiv

24 Gemeinsam Schaffen
Daniel Hobein, Cameo Kollektiv

25 Die Meise rennt auf heißem Pflaster
Ulrike Wilberg,
Kathrin Reinhardt, Agentur für Weltverbesserungspläne

26 Die Impulsgeber:innen und Künstler:innen

Niedersachsen

Der Landesverband Soziokultur Niedersachsen e.V. wird gefördert vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur

Stiftung Niedersachsen

Eine Veranstaltung des Landesverband Soziokultur in Kooperation mit der Stiftung Niedersachsen

Herausgeber: Landesverband Soziokultur Niedersachsen e.V.
Lister Meile 27, 30161 Hannover, www.soziokultur-niedersachsen.de
Redaktion und Satz: Dorit Klüver (redaktionelle Leitung und v.i.S.d.P.),
mit Hanne Bangert, Annika Deppe und Karen Roske; Gestaltung: anschlaege.de, 2023

Liebe Leser:innen

die Bedeutung von Kunst und Kultur in der Stadt- und Regionalentwicklung changiert zwischen kurzfristigem Wundermittel zur wirtschaftlichen Rettung der Städte und Regionen und ihrer Wirkung als sozialer Kitt in schwierigen Quartieren. In der Realität sieht es häufig so aus: Künstler:innen und Kulturschaffende erschaffen mit ihren Aktionen und Netzwerken Veränderungen in städtischen und ländlichen Räumen. Durch ihre Arbeiten und Projekte erhalten Innenstädte, Quartiere und Dörfer neue Impulse, die sie stärken können als öffentliche, inklusive, attraktive und zivilgesellschaftliche Orte.

Dem Zusammenspiel von Kunst und Stadtentwicklung wollten wir näherkommen. Mit der Tagung „Entdeckungsreise zu Gebieten von besonderem Interesse“ haben wir mit ca. 70 Teilnehmer:innen neue Formate für die Stadtentwicklung erprobt, erforscht und diskutiert.

Unser Ziel, nämlich eine soziokulturelle Tagung ohne Podiumsdiskussion, ohne Panel, mit Beiträgen von maximal 10 Minuten Länge und mit Formaten von Künstler:innen, von Kulturschaffenden, im Vertrauen auf die Expertise der Teilnehmer*innen durchzuführen - das haben wir umgesetzt.

Dabei standen drei Fragen im Zentrum der Veranstaltung: Wie wird das Zusammenleben in Städten und auf dem Land mit den anstehenden Herausforderungen funktionieren? Wie können Bürger:innen diese Zukunft mitgestalten? Und welchen Beitrag kann oder soll die Soziokultur leisten? In sechs Laboren, angeleitet von Künstler:innen, näherten wir uns diesen Fragestellungen mithilfe unterschiedlicher künstlerischer Formate sowie dem Fachwissen der Künstler:innen und der Teilnehmer:innen. Den drei Labor-Phasen gingen Impulse von Expert:innen unterschiedlicher Positionen voraus. Die Impulsgeber:innen kamen aus der soziokulturellen Praxis, der Wissenschaft, der Verwaltung und dem Bauwesen. In dieser Dokumentation veröffentlichen wir zunächst die Impulse und die Ergebnisse der Workshops.

Wie wichtig die oben angesprochenen Themen sind, hat die Pandemie gezeigt. Die Strukturen, die unsere Städte und Dörfer tragen, sind fragil. Innenstädte veröden schneller als noch vor dem Corona-Ausbruch gedacht und befürchtet, Gelder für freiwillige Ausgaben werden noch knapper, ein Rückzug ins Private findet statt und die Orte der Kultur kämpfen um ihr Publikum und um die Ehrenamtlichen, die sich in den letzten zwei Jahren zurückgezogen haben. Soziale Ungerechtigkeiten, Diskriminierung, Umweltzerstörung, Krieg und auch die Pandemie - so viele Themen, die wütend machen, Angst machen und Unsicherheit schüren.

Soziokultur kann den Krieg nicht beenden und wird auch den Corona-Virus nicht verschwinden lassen. Aber Soziokultur ist eine sich ständig verändernde Methode, mit den Herausforderungen der Welt umzugehen.

Dass auch die Soziokultur dabei keine abschließenden Antworten geben kann, versteht sich von selbst, das Leben kennt keine abschließenden Antworten, sondern nur Veränderungen, Mutationen und Entwicklungen. Vielleicht ist das die Stärke der Soziokultur, der Kultur im Ganzen. Sie hat kein starres Format, sie lebt, nimmt sich der Realität an, erklärt sie, bricht sie und verändert sie.

Jede Kommune, in der Soziokultur gelebt wird, in einem Verein, in einer Einrichtung, in einer Gruppe von Aktivist:innen, jede dieser Kommunen wird beeinflusst und verändert dadurch, dass sich Menschen zusammentun und andere einladen, mit Kunst und Kultur an wichtigen Themen zu arbeiten. Mit dem Angebot für offene Räume, technische und organisatorische Unterstützung, politisches und künstlerisches Tun ist die Soziokultur zu einem Forum geworden, einer Plattform, von der aus in die Kommune hineingewirkt wird - sie trägt damit in einem hohen Maße zu einer demokratischen Form der Stadt- und Dorfentwicklung bei, ohne Bürokratie, manchmal aufgeregt, manchmal besinnlich, immer aber von der Basis ausgehend. Insbesondere in den ländlichen Räumen ist dies bereits zutiefst verankert.

Bundesweit hat die niedersächsische Soziokultur schon oft Modell gestanden: die Verwaltung von Fördergeldern durch den Landesverband Niedersachsen, die Förderung nicht nur von Projekten, sondern auch von Strukturen und Investitionen in soziokulturellen Einrichtungen und last but not least, das größte und älteste Kultur-Beratungsmodell Deutschlands. Fünf Regionalberatungsstellen, darum werden wir beneidet!

Nicht beneidet werden wir dafür, dass das Land Niedersachsen eines der Bundesländer ist, das am wenigsten für die Kultur im Land ausgibt.

Soziokulturelle Einrichtungen kämpfen auch in vielen Kommunen jedes Jahr aufs Neue um eine Förderung ihrer Basisausstattung. Die Häuser sind renovierungsbedürftig, der Topf für Baumaßnahmen grundsätzlich hoffnungslos überzeichnet. Ehrenamtliche haben sich umorientiert, ins Private zurückgezogen. Viele Angestellte haben sich während der Pandemie andere Arbeitsstellen gesucht, weil die immer schon prekäre Bezahlung durch Kurzarbeit zur existentiellen Krise wurde. Weniger Veranstaltungen, weniger Ehrenamtliche, weniger Festangestellte - das bedeutet, dass der kreative und gesellschaftspolitische Einfluss der Soziokultur auf lange Sicht abnehmen wird, wenn wir nichts unternehmen. Und das bedeutet, dass Stadtentwicklung ein gutes Stück weniger bunt, kreativ und partizipativ wird.

Es macht Mut, dass es in Niedersachsen Kommunen gibt, die sich für ihre soziokulturelle Einrichtung entschieden haben. In diesen Gemeinden unterstützen sich die Kulturschaffenden und die Vertreter.innen der Verwaltung gegenseitig, werden Kultureinrichtungen gefördert und die Kommune von den Akteur.innen der Kultur bereichert und verschönert. Unsere Vision könnte sein, dass die niedersächsische Soziokultur wieder zu einem bundesweiten Modellprojekt wird: dieses Mal für eine beispielhafte Zusammenarbeit mit den Kommunen bei der Stadt- und Regionalentwicklung.

Welche Möglichkeiten, welche Formate von Kooperationen braucht es für eine erfolgreiche Stadtentwicklung, für gelungene Bürgerbeteiligung? Welche Rolle spielt die Kultur, insbesondere die Soziokultur schon jetzt und ist das die, die wünschenswert ist?

Mit unserer Tagung haben wir den Rahmen dafür geboten, sich diesen Fragen auf kreativ-künstlerischem Weg zu nähern. Künstler:innen und Kulturschaffende haben in sechs verschiedenen Formaten mit allen Teilnehmenden gearbeitet. Die Impulsgeber:innen gaben vorab schnelle interessante und informative Inputs zur Inspiration.

Ganz besonders möchten wir uns bei Frau Fischer vom Ministerium für Wissenschaft und Kultur und bei Daniela Koss von der Stiftung Niedersachsen bedanken dafür, dass sie sich getraut haben, an diesem Experiment teilzunehmen. Und vielen Dank an beide für ihre Grußworte!

Die Soziokultur in Niedersachsen wird vom Land schon seit vielen Jahren mit Projekt-, Struktur- und Investitionsförderung unterstützt, der Landesverband erhält eine institutionelle Förderung, ohne die unsere Arbeit nicht möglich wäre. Auch dafür vielen Dank!

Die Stiftung Niedersachsen ist schon lange eine wertvolle Partnerin des Landesverbands, gemeinsam haben wir Programme und Veranstaltungen geplant, und bei dieser Tagung möchte ich mich nicht nur für den inhaltlichen Input von Daniela Koss bedanken, sondern auch für die finanzielle Unterstützung durch die Stiftung.

Außerdem bedanken wir uns bei unserer kleinen, aber feinen Planungsgruppe: bei Jana Kegler von der Kulturfabrik in Hildesheim, Anne Moldenhauer vom KAZ in Göttingen und Katja-Schaefer-Andrae von der Kulturstation Bad Bevensen und vom Vorstand des Landesverbands. Tausend Dank für die Unterstützung mit Woman und Manpower, Ausstattung und Technik an das Musikzentrum, Spokusa e.V., den Pavillon und den workshop hannover e.V. Ohne diese Hilfe wäre nix gegangen.

Und natürlich geht ein großer Dank auch an die Impulsgeber:innen und Künstler:innen, ohne deren Know-How hätten wir die Tagung nicht durchführen und diese Dokumentation nicht veröffentlichen können.

Es grüßt sehr herzlich
Hanne Bangert, Geschäftsführung

Ein Ergebnis aus dem Workshop The City as Commons Martin Keil, REINIGUNGSGESELLSCHAFT

Eröffnung der Tagung auf dem Andreas-Hermes-Platz hinter dem Kulturzentrum Pavillon in Hannover

Prof. Tim Rieniets

Eins der Labore auf dem Tagungsgelände

Mittagspause unter Bäumen

Urbane Intelligenz – eine Alltagserfahrung

Prof. Tim Rieniets, Institut für Entwerfen und Städtebau

Schlaue Stadt, dumme Stadt

Sicherlich haben Sie schon mal von der Smart City gehört. Die Smart City, das ist die Stadt der Zukunft. Eine Stadt, in der alles einfacher, reibungsloser und energiesparender abläuft. In der es keine Wartezeiten mehr gibt, kein Chaos, keine Fehler und keine Verschwendung. Alles hocheffizient und natürlich: nachhaltig. Die Smart City ist, kurz gesagt, intelligenter als alle Städte vor ihr. Das ist zumindest das Versprechen derer, die an sie glauben.

Die Wohltaten der Smart City beginnen beim Verkehr, der dank autonomer Fahrzeuge und intelligenter Verkehrssteuerung reibungsloser verlaufen soll als jener, der von Menschhand gesteuert wird. Staus sollen ebenso der Vergangenheit angehören wie die nervtötende Suche nach einem Parkplatz. Ampeln werden so geschaltet, dass der Verkehr fließt und die Helligkeit der Straßenlaternen reagiert auf Tageszeit und Witterungsverhältnisse. Alle Bewegungen, Informationen, Energie- und Geldflüsse sollen in Echtzeit überwacht werden, damit sie - so das Versprechen der Anbieter - zum Vorteil aller optimiert werden können.

Auch in unseren eigenen vier Wänden soll das Leben angenehmer werden. Der Tag beginnt mit einem Kaffee, den die Kaffeemaschine bereits gekocht hat, wenn wir die Küche betreten. Die Heizungen und die Zimmerbeleuchtungen werden auf die Raumnutzung der Bewohner abgestimmt. Und abends, wenn man nach getaner Arbeit in die Küche geht (das Homeoffice befindet sich gleich im Zimmer nebenan), hat der Kühlschrank zum Glück schon gemerkt, dass kein Bier mehr vorrätig war und hat neues bestellt. Schon wenige Minuten später klingelt es an der Tür und der Nachschub wird von einem freundlichen Fahrradkurier übergeben. Und zu Ihrer Überraschung hat er auch gleich Ihre Lieblingspizza mitgebracht. Die hat Ihr Kühlschrank gleich mitbestellt, denn er kennt Ihre Essgewohnheiten inzwischen besser als Ihr Partner.

Es lässt sich trefflich darüber streiten, ob technische Innovationen dieser Art tatsächlich zur Verbesserung unseres Alltags beitragen. Oder schaffen sie lediglich neue Bedürfnisse (z.B. Pizza), von denen wir vorher gar nicht wussten, dass wir sie haben? Oder machen sie die Anschaffung neuer Geräte notwendig (z.B. intelligente Kühlschränke), die wir bisher gar nicht brauchten? Als kritischer Bürger neigt man dazu, die Sinnhaftigkeit solcher Innovationen reflexhaft zu verneinen. Schließlich gibt es wichtigeres im Leben, als die automatische Belieferung mit Bier und Pizza! Und dann ist da noch die Sache mit den persönlichen Daten, die man ja nicht jedem zur Verfügung stellen will.

Aber seien wir ehrlich: Wir sind schon längst Teil der „Smart City“, nutzen Navigationssysteme, sprechen mit Alexa, kaufen online (zumindest manchmal) und buchen die nächste Bahnfahrt mit dem Smartphone. Und wenn uns in Zukunft das Autofahren oder die Parkplatzsuche erleichtert wird, werden wir auch von diesen Annehmlichkeiten gerne Gebrauch machen. Es stellt sich schon lange nicht mehr die Frage, ob wir die Smart City wollen oder nicht. Sie ist schon längst da. Und ihre Entwickler arbeiten daran, dass sie immer effizienter und immer mächtiger wird. Und wir helfen ihnen dabei, Tag für Tag, indem wir ihre Algorithmen mit unseren Daten füttern. Manche träumen sogar davon, dass uns die Smart City dereinst kommunale Entscheidungsprozesse abnehmen könnte. Entscheidungen, die bisher in den Niederungen der Lokalpolitik ausgehandelt werden mussten, könnten dann von Algorithmen viel schneller und erfolgreicher erledigt werden. Menschen sind bekanntlich fehlbar, so das Argument, Computer aber nicht. Aufreibende politische Prozesse und menschliches Versagen könnten dank Big Data bald der Vergangenheit angehören. Nicht alle sehen einem solchen Szenario optimistisch entgegen. Kritische Stimmen verweisen darauf, dass die digitalen Systeme der Smart City missbraucht werden können (z.B. durch Datendiebstahl und Manipulation) und dass sie anfällig sind gegen Naturkatastrophen, Terroranschläge und Cyberangriffe. Kaum auszumalen, welches Chaos eintreten würde, wenn die Computer ausfallen, denen wir zuvor wesentliche Steuerungsfunktionen unserer Städte übertragen haben.

Die Smart City wirft aber noch eine ganz andere Frage auf, die bisher kaum diskutiert wird: Wenn die Stadt der Zukunft „smart“ sein soll (englisch smart = klug, intelligent, pfiffig), was ist dann die Stadt von heute? Ist sie etwa dumm? Ist die analoge Stadt, die sich 6.000 Jahren lang bewährt hat nun etwa nicht mehr in der Lage, die Herausforderungen unserer Zeit zu meistern?

Nein, die analoge Stadt ist alles andere als dumm. Sie ist sogar ziemlich „smart“! Weil sie ihren Bewohnerinnen und Bewohnern ein sozial-räumliches Umfeld zur Verfügung stellt, in dem sie sprichwörtlich über sich hinauswachsen können. Denken Sie einmal darüber nach, wo wohl die meisten Patente angemeldet, die erfolgreichsten Musikhits geschrieben oder die neuesten Modetrends entstehen. Genau! In den Städten. Das liegt aber nicht daran, dass die besten Köpfe in die Städte ziehen, wo sie dann ihre Innovationen hervorbringen (obwohl diese Tendenz durchaus festgestellt werden kann). Es liegt vor allem daran, dass Städte das beste Umfeld dafür bieten, um Innovationen hervorbringen zu können. Und warum das so ist, darüber möchte ich in diesem Vortrag sprechen.

Aber lassen Sie uns noch einen Moment bei dem Vergleich von digitaler und analoger Stadt bleiben: Man könnte zunächst zur Kenntnis nehmen, dass die analoge Stadt - trotz all ihrer Defizite - ein ziemlich erfolgreiches Modell gewesen ist.[1] Man könnte dann zu der Annahme kommen, dass die Smart City noch viel erfolgreicher sein müsste, weil sie viel effizienter ist, als ihr analoger Vorgänger. Aber genau diese Annahme möchte ich in Frage stellen. Ich wage sogar zu behaupten, dass gerade die Reibung, der wir tagtäglich in der analogen Stadt ausgesetzt sind, ein wesentlicher Teil ihres Erfolges ist.

Der geübte Fußgänger

Stellen Sie sich vor, Sie stünden an einer großen Kreuzung mitten in einer großen Stadt und warten, dass die Fußgängerampel auf Grün schaltet. Es ist Samstagnachmittag, die Sonne scheint und Gott und die Welt ist auf den Beinen, um einzukaufen, um Freunde zu treffen, spazieren zu gehen oder was man sonst noch an einem solchen Tag anstellen kann. Immer mehr von diesen Menschen sammeln sich an der Ampel, diesseits und jenseits der Straße, und warten mit Ihnen auf das grüne Signal. Und dann ist es so weit: Die Fußgängerampel springt auf Grün und von beiden Seiten setzen sich die Menschen in Bewegung. Die einen langsam, die anderen schnell. Manche alleine, manche zu zweit. Mütter mit Kindern. Alte Leute mit Rollatoren. Vielleicht auch ein Fahrradfahrer, der sich seinen Weg durch die Menge bahnt. Die meisten Menschen gehen geradeaus. Manche gehen diagonal, um ihren Weg zu verkürzen.

Oder stellen sich das Gewusel an einem großen Bahnhof vor. Hunderte von Menschen, die in verschiedene Richtungen strömen. Die einen eilen zum Zug, die anderen sind gerade angekommen und laufen die Treppen vom Gleis herunter in die Bahnhofshalle. Wieder andere verweilen dort, essen, trinken Kaffee, oder kaufen ein. Vielleicht mag Ihnen diese Vorstellung etwas unangenehm sein. Die Vorstellung so vieler Menschen, die sich miteinander und durcheinander bewegen - und Sie mittendrin. Vielleicht mögen Sie es lieber etwas ruhiger und übersichtlicher. Vielleicht sind Sie auch etwas menschenscheu geworden, nach über zwei Jahren Corona-Pandemie, in denen wir uns anderen Menschen nur mit einem Abstand von 1,5 Meter nähern durften und Versammlungen gänzlich meiden mussten. Aber versuchen Sie einmal, sich dieses Gewusel frei von persönlichen Befindlichkeiten anzusehen - mit den Augen eines Forschers oder einer Forscherin.

Einer der Ersten, der genau das gemacht hat und der die Bewegungen großer Menschenmengen analysiert hat war der amerikanische Soziologe und Organisationsforscher William H. Whyte. Zusammen mit seinem Team ging er in den 1970er Jahren auf die Straßen großer Metropolen und beobachtete dort das Verhalten der Passantinnen und Passanten. Er machte minutiöse Notizen und Skizzen, machte tausende Fotos und arbeitete sogar mit Filmkameras, um dem Verhalten der Fußgänger auf die Spur zu kommen. In einem seiner Bücher widmete er diesen Beobachtungen ein ganzes Kapitel. Es trägt den schönen Titel: „The skilled Pedestrian“ (engl. Der geübte Fußgänger).[2] Dort beschreibt er detailgenau, wie sich Personen auf der Straße bewegen und

wie es ihnen gelingt, auch in großen Menschenmengen unbeschadet ihren Weg zu gehen. Seine Faszination für den Fußgänger ist ihm leicht anzumerken, denn an der einen oder anderen Stelle schreibt er geradezu euphorisch: „Es mag ihnen vielleicht etwas engstirnig erscheinen, aber ich bin der Überzeugung, dass die New Yorker Fußgänger die besten von allen sind. Sie gehen schnell und sie sind wendig. Sie teilen aus und sie stecken ein, mal aggressiv dann wieder freundlich. Mit subtilen Bewegungen geben sie ihre Intentionen zu erkennen – ein Blick zur Seite, eine leichte Drehung, eine kleine Bewegung mit der Hand oder ein Wink mit der gefalteten Zeitung.“ Und am Ende des Kapitels fasst er zusammen: „Fast jeder ist auf Kollisionskurs mit jemand anderem, aber durch die Vielzahl der kleinen Verzögerungen, Beschleunigungen oder Schritten zur Seite gehen sie ihrer Wege, ohne sich zu berühren. Es ist wie ein großer Tanz.“

Kollektive Intelligenz

Die Bewegungsabläufe der Fußgänger auf New Yorks Straßen mit einem Tanz zu vergleichen, mag der Faszination Ausdruck verleihen, die William H. Whyte für seinen Beobachtungsgegenstadt hegte. Aber in der Sache ist dieser Vergleich nicht ganz zutreffend. Denn bei einem Tanz gibt es eine Übereinkunft zwischen den Tanzenden – zum Beispiel über die Schrittfolgen und Bewegungsabläufe, oder über die Formation der Tanzenden, oder darüber, wann der Tanz beginnt und wann er endet. Aber auf der Straße gibt es das nicht.

Gehen wir in Gedanken noch mal zurück zu der Fußgängerampel, die wir uns zu Beginn vorgestellt haben. Die einzige Übereinkunft, die dort alle beherzigen ist, dass man bei Rot wartet und bei Grün geht (und selbst diese Übereinkunft wird nicht von allen eingehalten). Alle anderen Entscheidungen, etwas über die Schrittfolgen, die Bewegungsabläufe oder die Formationen der Fußgänger, werden ganz spontan und individuell getroffen. Und es sind sehr viele Entscheidungen, die ein Fußgänger in kürzester Zeit treffen muss, damit er oder sie unbeschadet auf die andere Straßenseite kommt. Bisher ist nur das menschliche Gehirn in der Lage, diese Menge an Informationen zu verarbeiten und in ein entsprechendes Verkehrsverhalten umzusetzen. Autonome Fahrzeuge können das noch nicht. Zwar beherrschen sie inzwischen das sichere Fahren auf der Autobahn, aber sie scheitern noch immer an den vielen unvorhersehbaren Situationen, die im Stadtverkehr auftreten können[3].

Was William H. Whyte auf den Straßen New Yorks beobachtet hat, lässt sich in gewisser Weise mit den Bewegungen eines Fischschwarms vergleichen. Sie alle kennen die Bilder von Fischschwärmen, bei denen hunderte oder tausende kleiner Fische auf so wunderbare Weise zusammen schwimmen – als wären sie ein kollektiver Organismus, ein eigenständiges Wesen, dass sich willentlich mal in die eine Richtung, mal in die andere Richtung bewegt. Aber ein Fischschwarm ist kein eigenständiges Wesen. Er hat auch keinen Anführer, der allen anderen Fischen befiehlt, wohin sie schwimmen sollen. Es sind alle Fische zusammen, die ihre Bewegungen untereinander abstimmen und in einer Art von kollektiver Intelligenz entscheiden, in welche Richtung sie schwimmen. Und das geschieht, indem sich jeder Fisch an die gleichen Regeln hält: Die Regel Nr. 1: „Schwimme nicht weg, bleibe immer im Schwarm!“ Regel Nr. 2: „Halte Abstand zu deinen Nachbarn!“ Regel Nr. 3: „Schwimme in die gleiche Richtung wie die Anderen!“ Und Regel Nr. 4: „Ergreife die Flucht, wenn sich ein Feind nähert!“

Indem sich alle Fische nach diesen einfachen Regeln bewegen, entsteht die wundersame Choreografie des Fischschwarms. Und wenn nur ein einziger Fisch seine Richtung ändert – zum Beispiel, weil er Futter gesichtet hat oder weil sich ein Feind nähert (Regel Nr. 4) – dann ändern auch seine Nachbarn in Bruchteilen von Sekunden ihre Richtung (Regel Nr 1 – 3) und schließlich der ganze Schwarm. So ähnlich funktioniert es auch, wenn Menschen eine Fußgängerampel kreuzen oder wenn sie sich durch eine Menschenmenge im Bahnhof bewegen: Sie reagieren mit einfachen Regeln aufeinander und machen es dadurch möglich, dass sie effizient und unbeschadet ihrer Wege gehen.

Aber es gibt auch einige Unterschiede zwischen Menschen und Fischen. Zum Beispiel den, dass Menschen nur unter bestimmten Bedingungen den Drang verspüren, sich im Schwarm zu bewegen (zum Beispiel bei einer Fluchtsituation). Ansonsten bewegen sie sich individuell. Ein weiterer Unterschied besteht darin, dass Fische nur auf die Bewegungen ihrer Nachbarn reagieren, Menschen aber viel mehr von ihren Artgenossen wahrnehmen. Zum Beispiel können wir die Intentionen unserer Mitmenschen einschätzen. Wir merken, ob sie freundlich oder aggressiv gestimmt sind, ob sie es eilig haben oder ob sie gemächlich sind, ob sie uns beim Überqueren der Fußgängerampel höflich ausweichen würden, oder ob sie es auf eine Kollision ankommen lassen.

Die Fähigkeit zur Kollaboration

Wir können sogar abschätzen, welche Verkettungen von Reaktionen unser Verhalten in einer solchen Situation hervorrufen kann. Wenn ich zum Beispiel eine Fußgängerampel überquere und einer entgegenkommenden Person nicht ausweiche, dann habe ich bereits vor Augen, welche Folgen das haben könnte: Vielleicht würde mich die betroffene Person beschimpfen; vielleicht handelt es sich um eine Frau, die von einem kräftig gebauten und großzügig tätowierten Mann begleitet wird; vielleicht würde er mich zur Rede stellen; vielleicht käme es sogar zu Handgreiflichkeiten; vielleicht..... Aber natürlich würde es gar nicht so weit kommen, weil ich der entgegenkommenden Frau ausweiche – zu ihrem und zu meinem eigenen Vorteil.

Die Fähigkeit, diese Entscheidung treffen zu können, bezeichnet man in der Psychologie mit dem Begriff Intentionalität. Er beschreibt, erstens, dass wir die Verkettung sozialer Handlungen vorausdenken können und, zweitens, dass wir diese Handlungen in einer Weise beeinflussen können, dass sie im eigenen Interesse verlaufen. Eine hochanspruchsvolle Leistung unseres Gehirns, die kein anderes Lebewesen in der gleichen Weise beherrscht wie wir. Und da ist noch etwas, das nur wir Menschen können: Wir sind in der Lage, innerhalb von Sekundenbruchteilen soziodemografische Informationen über unsere Mitmenschen zu erfassen, denen wir zufällig auf der Straße begegnen. Ihr Aussehen verrät uns ihr Alter und ihr Geschlecht. Ihre Kleidung und ihre Verhaltensweisen geben uns Hinweise darüber, welchen Milieus sie angehören. An ihren Tragetaschen sehen wir, wo sie gerade einkaufen waren und welche Produkte sie konsumieren. In Bruchteilen von Sekunden machen wir uns ein Bild von unserem sozialen Umfeld und schätzen ein, wie wir uns in diesem Umfeld am besten verhalten müssen.

Leider ist die spontane Einschätzung unseres sozialen Umfeldes nicht immer frei von Vorurteilen. Wissenschaftliche Versuche haben gezeigt, dass unser Gehirn auf unterbewusste Muster zurückgreift, wenn es schnell entscheiden muss – nicht selten auf solche Muster, die xenophob oder rassistisch gefärbt sind[4]. Die Wissenschaftler erklären dieses Phänomen damit, dass unser Gehirn in Gefahrensituationen auf eine uralte Überlebensstrategie zurückgreift, die darauf ausgelegt ist, möglichst schnell zwischen Freund und Feind zu unterscheiden. Der zeitaufwendige Vorgang einer kritischen Selbstreflexion wird dabei umgangen. In Zeiten, als die Menschen noch nicht in Städten lebten, konnte das von existenzieller Bedeutung sein. Wer heute in einer Stadt lebt, der muss zum Glück nur selten von den Überlebensstrategien Gebrauch machen, die sich unsere Vorfahren vor Jahrmillionen antrainiert haben. Viel wichtiger ist heute etwas ganz anderes: Nicht die Fähigkeit, möglichst schnell die Gefahren zu erkennen, die von fremden Menschen ausgehen können, sondern die Fähigkeit, mit fremden Menschen zu kollaborieren[5].

Diese Fähigkeit wurde uns nicht in die Wiege gelegt. Gut 300.000 Jahre lang hat Homo Sapiens in kleinen Gruppen von einander vertrauten Individuen gelebt: Erst mit Familienangehörigen und Stammesmitgliedern, später mit Dorfbewohnern. Begegnungen mit Anderen waren eher selten, denn so lange die Menschen als Jäger und Sammler oder als Bauern lebten, benötigten sie viel Fläche, um ihren Lebensunterhalt sichern zu können. Die nächsten Nachbarn waren weit entfernt. Erst vor rund 6.000 Jahren, als in Mesopotamien die ersten dicht besiedelten Städte entstanden, wagte Homo Sapiens das Experiment des Zusammenlebens unter Fremden. Ein Schritt, der in seiner zivilisatorischen Bedeutung gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Denn indem sich Homo Sapiens darauf einließ, tagtäglich mit Fremden zu verkehren, konnten sich nun Informationen verbreiten. Informationen, die früher nur auf die Mitglieder kleiner und weitgehend isolierter Gruppen begrenzt waren, konnten nun unbegrenzt von Mensch zu Mensch übertragen werden.

Welche Möglichkeiten sich daraus ergaben, soll an folgender Rechnung verdeutlicht werden: In einer kleinen Gruppe von 10 Personen (zum Beispiel eine Gruppe von Jägern und Sammlern), sind rein rechnerisch 45 verschiedene Begegnungen möglich. 45 verschiedene Möglichkeiten, um Informationen auszutauschen, Arbeit zu teilen, oder Lösungen für ein Problem zu finden. In einem Dorf mit 100 Einwohnern sind bereits 4.950 Paarungen möglich und in einer Stadt mit 1.000 Einwohnern 499.500. Das heißt, dass sich die Anzahl möglicher Begegnungen mit jeder Verzehnfachung der Bevölkerung mehr als verhundertfacht.

Ansteckende Informationen

Aber es kommt nicht nur auf die Menge, sondern vor allem auf die Intensität der Begegnungen an. Schon bei der Überquerung einer Fußgängerampel, wie ich sie zu Beginn geschildert habe, tauscht man etliche Informationen aus, aber eher unterbewusst und ohne Intention. An anderen Orten, an denen Menschen längere Zeit miteinander in Kontakt sind und eine höhere Bereitschaft zum Austausch haben, fließen auch mehr Informationen vom einen zum anderen. Am Arbeitsplatz zum Beispiel, in der Schule oder im Café. Dort tauschen wir nicht nur flüchtige Blicke aus, wie beim Überqueren der Fußgängerampel, sondern wir sprechen miteinander: über Freunde und Familie, über das Wetter oder das Weltgeschehen.

Anthropologen haben beobachtet, dass ein Großteil der Redezeit, die Menschen miteinander teilen, aus Klatsch und Tratsch besteht. Informationen also, die auf den ersten Blick ziemlich wertlos erscheinen. Schlimmer noch: Nicht selten geht der Tratsch, den zwei Menschen miteinander austauschen auf Kosten anderer Personen (zum Beispiel, wenn man sich über den schlechten Geschmack der Nachbarsfrau unterhält, oder darüber, dass sich der Chef schon zum zweiten Mal scheiden lässt). Aber nach Ansicht der Anthropologen haben auch diese Informationen einen tieferen Sinn. Sie helfen den Menschen dabei, ihre sozialen Bindungen zu pflegen und zu beeinflussen[6].

Klatsch und Tratsch ist gewissermaßen der Kitt, mit dem wir unsere Gesellschaft zusammenhalten. Es gibt sogar die These, dass Menschen aus diesem Grund das Sprechen erlernt haben. Nicht primär um Informationen miteinander auszutauschen, sondern um sich in einer komplexen Gesellschaft sozial integrieren zu können. Als die Menschen noch in kleinen Gruppen und Familienverbänden zusammenlebten, konnten sie ihren Zusammenhalt mit anderen Mitteln sichern (um einen Eindruck davon zu bekommen, muss man sich nur ansehen, wie unsere nächsten Verwandten, die Affen das machen. Sie lausen sich, tauschen Nahrung aus oder führen rivalisierende Kämpfe aus). Aber als die Menschen anfingen in Gruppen zusammenzuleben, die immer größer und unübersichtlicher wurden, mussten sie andere Techniken entwickeln. Zum Beispiel die Sprache.

Dass Sprache eine fundamental wichtige Funktion für das soziale Zusammenleben hat, mag auch erklären, dass wir so viel Zeit für Klatsch und Tratsch aufbringen. Rund zwei Drittel ihrer Redezeit verbringen Menschen damit![7] Aber in der verbleibenden Zeit reden sie auch über andere Dinge. Zum Beispiel über ihre Gedanken und Ideen, ihre Pläne und Projekte.
Und hin und wieder kann es passieren, dass diese Art von Information nicht nur vom Sender zum Empfänger wechselt, sondern dass sie beim Empfänger etwas auslöst: Eine neue Erkenntnis zum Beispiel, oder eine Idee. Dieser besondere Moment, der aus der Begegnung zweier Menschen entstehen kann, ist die Keimzelle von Innovation.

Man kann sich leicht vorstellen, dass sich solche Momente in einer Stadt häufiger ereignen, als an weniger dicht besiedelten Orten. Denn in einer Stadt, wo die Kontakte zu anderen Menschen besonders häufig sind, können Nachrichten, Gerüchte oder Moden besonders schnell weitergegeben werden. Im Volksmund sagt man, dass sich eine Neuigkeit „wie ein Lauffeuer“ verbreitet. Noch zutreffender könnte man die Ausbreitung von Informationen mit einem Infektionsgeschehen vergleichen: Je mehr zwischenmenschliche Kontakte es gibt und je intensiver sie sind, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sich Menschen gegenseitig mit Informationen „infizieren“. Und tatsächlich scheint das „Infektionsgeschehen“ in Städten größer zu sein als anderswo. Nimmt man zum Beispiel die Patente als Indikator, so kann man feststellen, dass die Zahl der angemeldeten Patente mit der Zahl der Bewohnerinnen und Bewohner einer Stadt steigt - aber überproportional. Oder anders ausgedrückt: Je größer die Stadt, um so mehr Patente werden pro Kopf angemeldet.[8] Andere Indikatoren bestätigen diesen Befund.

Der Grund dafür liegt nicht darin, dass Menschen in großen Städten klüger oder fleißiger sind als jene, die in kleinen Städten leben. Der Grund dafür ist (zumindest ein wesentlicher Grund), dass sie ihr Wissen und ihre Talente besser miteinander austauschen und kombinieren können, je mehr Mitmenschen dafür zur Verfügung stehen.

Plädoyer für die analoge Stadt

Leider kann man sich in Städten nicht nur mit Informationen „infizieren“, sondern auch mit echten Viren. Das haben wir im 2020 leidvoll erfahren, als das Corona-Virus in wenigen Wochen die ganze Welt erfasste und sich besonders schnell in großen Städten verbreitete: Wuhan, Mailand, New York und viele andere. Wo sonst städtisches Treiben herrschte, hieß es plötzlich: Abstand halten! In den Schulen, auf den Straßen, in Büros, Geschäften, Kinos oder Restaurants war das Leben zum Erliegen gekommen. Wer nicht raus musste, der blieb zu Hause. Und wer die Möglichkeit hatte, ist rechtzeitig in sein Ferienhaus gefahren, irgendwo weit draußen.

Möglich war das nur, weil wir erhebliche Teile der Kommunikation, die wir sonst von Mensch zu Mensch erledigt hatten, nun per Videokonferenz abgewickelt haben. Außerdem haben wir online eingekauft anstatt in die Stadt zu gehen, wir haben mehr Netflix geschaut, anstatt ins Kino zu gehen und wir haben mehr Dating-Apps genutzt, um einen Partner oder eine Partnerin kennen zu lernen. Die Corona-Krise hat uns einen Vorgeschmack darauf gegeben, wie sich das Leben in der Smart City dereinst anfühlen könnte: Schneller, effizienter und kontaktlos.

Während der Corona-Krise lagen die Vorteile von „distance learning“ und „remote work“ klar auf der Hand: Wir konnten lernen, arbeiten und einkaufen, ohne uns der Gefahr einer Corona-Infektion auszusetzen - digitalen Dienstleistern wie Zoom und Skype sei Dank. Manche frohlocken schon, dass dies nur der Anfang gewesen sei, weil die Digitalisierung in Schule und Arbeitswelt dringend weiter vorangetrieben werden müsse. Die Nachteile einer solchen Entwicklung sind indes weniger offensichtlich.
Hier zwei Beispiele:

Beispiel 1: Je mehr unser Leben in virtuellen Räumen stattfindet, um so mehr sind wir von Menschen umgeben, die wir entweder selber eingeladen haben (z.B. in eine Videokonferenz oder eine Chatgruppe), oder die die gleichen Interessen teilen wie wir (z.B. in einem online-Forum). In der analogen Stadt gibt es durchaus vergleichbare Tendenzen. Menschen treffen sich mit Gleichgesinnten an dafür vorgesehenen Orten, zum Beispiel im Sportverein, im Literaturkreis oder im Schwulen-Club. Orte dieser Art gibt es viele. Und auch sonst neigen Menschen dazu, unter ihresgleichen zu leben, wie man gut am Wohnungsmarkt ablesen kann. Wer es sich leisten kann, der nimmt seinen Wohnsitz dort, wo er auf sein eigenes Milieu trifft. Aber in der Stadt gibt es einen entscheidenden Unterschied: den öffentlichen Raum, der alle anderen Räume der Stadt miteinander verbindet - auch jene, die nur bestimmten Gruppen vorbehalten sind. Darum muss jeder den öffentlichen Raum nutzen, ob er will oder nicht und ohne kontrollieren zu können, wem man dort begegnet.
Der öffentliche Raum ist - um es positiv auszudrücken - ein riesiges Trainingsgelände, auf dem man Toleranz und soziales Miteinander üben kann. Der eingangs von mir erwähnte Gang über die Fußgängerampel ist zum Beispiel eine solche Übung. Dort kreuzt man die Wege der unterschiedlichsten Menschen und muss blitzschnell entscheiden, wie man diese Begegnungen meistert. Und wie ich schon beschrieben habe, sammelt man bei dieser Übung auch noch wichtige Informationen über seine Mitmenschen. Natürlich reicht der Gang über die Ampel nicht aus, um sich ein vollständiges Bild von seinem sozialen Umfeld machen zu können. Aber da wir solche Übungen Tag für Tag wiederholen - an der Ampel, im Supermarkt, an der Tankstelle, im Waschsalon - wird dieses Bild fortwährend vervollständigt und aktualisiert. Ohne diese Übungen, die wir im öffentlichen Raum absolvieren müssen, hätten wir keine Vorstellung von der Gesellschaft, in der wir leben[9]. Wir hätten nur ein unvollständiges Bild von jenen Gruppen, mit denen wir in den sozialen Medien oder in anderen exklusiven Räumen verkehren.
Schlimmer noch. Würden wir nicht ständig das soziale Miteinander üben, könnten wir womöglich die Fähigkeit verlieren, die wir uns in den Städten angeeignet haben: Die Fähigkeit mit Fremden zu kollaborieren.

Die Smart City hindert uns nicht daran, den öffentlichen Raum zu betreten und uns weiterhin in Toleranz und sozialem Miteinander zu übern. Aber sie wird uns immer mehr Möglichkeiten bieten, den öffentlichen Raum mit samt den Zumutungen, denen wir dort begegnen können, zu meiden. Und je mehr Menschen den öffentlichen Raum meiden, weil sie ihre Bedürfnisse im virtuellen Raum befriedigen können, um so unattraktiver wird er auch für alle anderen.

Beispiel 2: Jeder von uns hat sich schon einmal mit dem Entschluss an den Schreibtisch gesetzt, ein Problem zu lösen. Aber trotz bester Arbeitsbedingungen (eine schnelle Internetverbindung inklusive), hat es nicht funktioniert - man hat die Lösung einfach nicht gefunden. Frustriert lässt man die Aufgabe liegen. Aber irgendwann, völlig unerwartet, passiert es. Vielleicht steht man gerade unter der Dusche, oder man macht einen Spaziergang, oder man ist im Gespräch mit jemand anderem. Und da ist er plötzlich: Der Einfall, der einem am Schreibtisch nicht kommen wollte. Von vielen Künstlern und Wissenschaftlern ist bekannt, dass sie ihre besten Einfälle eben nicht an jenen Orten hatten, die dafür vorgesehen waren. Manche haben es sich darum zur Angewohnheit gemacht, ihre Arbeitsroutinen zu durchbrechen, um ihre Kreativität zu stimulieren. Sie sind spazieren gegangen oder haben sich ins städtische Nachtleben gestürzt. [10]
Psychologen wissen schon lange, dass Menschen nicht dann am kreativsten sind, wenn sie sich in gewohnten und ungestörten Umgebungen befinden. Das Gegenteil ist der Fall, wie ein Experiment an der Berkeley Universität zeigte. Dort sollte ein Gruppe von Probanden ihre Assoziationen nennen, die sie mit bestimmten Farben haben. Die Antworten waren vorhersehbar: Grün = Gras, Blau = Himmel. Oder man assoziierte die eine Farbe mit einer anderen: Grün = Blau. Nur 20 Prozent der Probanden hatten weniger nahliegende Assoziationen, wie Blau = See. Das gleiche Experiment wurde dann mit anderen Probanden durchgeführt. Unter ihnen befanden sich auch Schauspieler, die die Anweisung hatten, falsche Assoziationen zu nennen (Grün = Himmel). Als die eigentlichen Probanden nun gebeten wurden, frei über die Farben zu assoziieren, war bei ihren Antworten eine deutlich höhere Varianz festzustellen, als bei der ersten Gruppe. Neben den naheliegenden Assoziationen wie „Blau = Himmel“, traten nun deutlich andere Ideen zum Vorschein, wie „Jeans“ oder „Schimmel“. [11]

Das Experiment macht deutlich, dass die Testpersonen deutlich kreativer werden, wenn man sie mit den unerwarteten Ansichten anderer Personen konfrontiert. Ähnliches kann man feststellen, wenn man Gruppen bei der Zusammenarbeit beobachtet: Ist eine Gruppe in ihrer Zusammensetzung homogen, dann neigen ihre Mitglieder dazu, sich in ihrem Denken und Handeln gegenseitig zu bestätigen. Offensichtlich überwiegt in einer solchen Konstellation die Neigung, die Bindungen in der Gruppe zu konsolidieren. Das kann so weit gehen, dass sogar falsche Entscheidungen in Kauf genommen werden, wenn um diesen Preis die Harmonie innerhalb der Gruppe gesichert werden kann. Anders verhält es sich in Gruppen, in denen Andersdenkende anwesend sind. Zwar sind die Kommunikationsprozesse schwieriger, aber die Störungen innerhalb der Gruppe führen dazu, dass es eine größere Empfänglichkeit für Neues gibt.[12]

Ganz offensichtlich halten sich gute Einfälle nicht daran, wo wir sie am liebsten hätten (z.B. am Schreibtisch), oder mit wem wir sie teilen möchten (mit Gleichgesinnten). Gute Einfälle sind dort am wahrscheinlichsten, wo es ein gewisses Maß an Unordnung gibt - wo wir mit unerwarteten Situationen und anderen Meinungen konfrontiert werden. Die Smart City verspricht uns das Gegenteil: Reibungslose Abläufe und soziale Homogenität. Da mögen uns noch so viele Informationen in der „Cloud“ zur Verfügung stehen: ohne dieses Gewisse Maß an Unordnung, das wir in der analogen Stadt vorfinden, ist es weniger wahrscheinlich, dass aus diesen vielen Informationen etwas Neues entsteht.

Die analoge Stadt ist also „smarter“, als die meisten Menschen gemeinhin ahnen. Und was sie noch viel weniger ahnen ist, dass sie Teil davon sind. Je mehr wir aber von unseren Alltagsaktivitäten in die exklusiven Räume des Internets verlagern oder in die auf Effizienz getrimmten Räume der Smart City, um so weniger werden wir von der analogen Stadt Gebrauch machen. Und darin lauert eine Gefahr, wie die beiden oben genannten Beispiele zeigen. Darum müssen wir die analoge Stadt mit dem gleichen Enthusiasmus erforschen und weiterentwickeln, wie wir es derzeit mit der Smart City tun. Wir müssen besser verstehen, wie Begegnungen im städtischen Raum funktionieren, wie sich dort Informationen verbreiten und Innovationen entstehen; wir müssen öffentliche Räume schaffen, in denen wir Toleranz und das soziale Miteinander üben; und wir müssen Anlässe schaffen, die den intensiven Austausch zwischen Menschen befördern (wie es diese wunderbare Veranstaltung tut!). Hier schlummert ein riesiges Arbeitsfeld, sowohl für die Forschung als auch für die Planungspraxis, das wir noch nicht ausreichend erschlossen haben.

Bis es so weit ist, kommt es vor allem auf uns an, auf die Bewohnerinnen und Bewohner, und darauf, wie wir unsere Städte nutzen. Wenn Sie also das nächste Mal eine Fußgängerampel überqueren müssen, oder wenn Sie abends noch mal die Wohnung verlassen, weil kein Bier mehr im Kühlschrank ist, oder wenn Sie auf irgendeine andere Weise in das Alltagsleben der analogen Stadt verwickelt werden - in dieses scheinbar banale, manchmal auch ungeordnet oder sogar befremdlich wirkende Alltagsleben ¬, dann tun Sie es in der Gewissheit, dass es einer größeren Sache dient.

Dieser Text entstand auf Basis eines Manuskriptes für den Vortrag „Urbane Intelligenz - warum uns das Leben in Städten sparsamer und innovativer macht“, der im Rahmen der Tagung „Entdeckungsreise zu Gebieten von besonderem Interesse - Kunst und Kultur als Entwicklungsfaktor für Städte und Regionen“, am 8. Juni 2022 in Hannover gehalten wurde.

[1] Die amerikanische Stadttheoretikerin und Aktivistin Jane Jacobs hat in ihrem Buch „The Economy of Cities“ dargestellt, dass Städte zu allen Zeiten unter Problemen wie z.B. mangelnder Müll- und Abwasserentsorgung, Luftverschmutzung, oder Lärm gelitten haben. Ihr zufolge haben die meisten dieser Probleme zu technischen Innovationen geführt. Jacobs, J.: The Economy of Cities, Random House, Vintage Books Edition, 1970, S. 103-107
[2] Whyte, William H.: City. Discovering the Center, University of Pennsylvania Press, 1. Auflage 1988, 2009, S. 56ff.
[3] Johannes Winterhagen: Verzweifelter Kampf um das nächste Level, FAZ.net, 9. 8. 2022, https://www.faz.net
[4] E. A. Phelps et al.: „Performance on Indirect Measures of Race Evaluation Predicts Amygdala Activation,“ in Journal of Cognitive Neuroscience, vol. 12, no. 5, Sept. 2000, S. 729-738
[5] Der Begriff Kollaboration wird hier nicht in seiner militärischen Bedeutung verwendet (Zusammenarbeit mit dem Feind), die im deutschen Sprachgebrauch üblich ist, sondern ganz allgemein im Sinne einer Zusammenarbeit im beiderseitigen Interesse, wie sie mit dem englischen „collaboration“ zum Ausdruck gebracht wird.
[6] Dunbar, R.: Grooming, Gossip, and the Evolution of Language, Harvard University Press, 1998, S.121-123
[7] Ebed
[8] West, G.: Scale. The Universal Laws of Growth, Innovation, Sustainability, and the Pace of Life in Organisms, Cities, Economies, and Companies, Penguin Press, 2017,
[9] Eine wunderbare Beschreibung über die soziale und gesellschaftliche Bedeutung des öffentlichen Raumes findet man in Hanna Arendts Hauptwerk „Vita activa oder vom tätigen Leben“. Arendt, H.: Vita activa oder vom tätigen Leben, Pieper, 2010, S. 33ff.
[10] Currey, M.: Musenküsse. Die täglichen Rituale berühmter Künstler, Kein & Aber, 2014
[11] Nemeth, C. J.: “Dissent as Driving Cognition, Attitudes, and Judgments”, in Social Cognition 13, no 3, 1995, S. 273-91
[12] Surowiecki, J.: The Wisdom of Crowds, Anchor Books, 2005, S. 173-191

Arbeit im Labor „Szenen einer Großstadt“ mit Axel Watzke, studiovorort

Nutzung, Umnutzung und Aneignung – wie aus öffentlichen gemeinschaftliche Räume werden können

Martin Keil,

REINIGUNGSGESELLSCHAFT

Da das Thema der Veranstaltung eine Entdeckungsreise zu Gebieten von besonderem Interesse ist, werde ich mich vor allem mit den Entwicklungen im urbanen Raum beschäftigen. Ich möchte es nicht als Wertung verstanden wissen, dass der ländliche Raum weniger spannend wäre. Der Strukturwandel findet im ländlichen wie im urbanen Raum gleichermaßen statt, wenn auch mit unterschiedlichen Schwerpunkten und Fragestellungen.
Der Untertitel der Veranstaltung „Kunst und Kultur als Entwicklungsfaktor für Städte und Regionen“ wäre aus meiner Sicht wünschenswert. Allerdings, so behaupte ich, haben es Akteur:innen aus den Bereichen Kunst und Kultur zunehmend schwerer, sich Freiräume und faire Existenzbedingungen zu erarbeiten. Laut des Atelierbeauftragten des Berliner Senats (Martin Schwegmann) gehen Jahr für Jahr in Berlin etwa 350 bezahlbare Ateliers verloren.
Dabei seien schätzungsweise etwa 90 Prozent der 8.000 bis 10.000 professionellen bildenden Künstler:innen in der Stadt auf bezahlbare Atelierräume angewiesen. Außer mit einer strukturellen Verdrängung sehen sich Künstlerinnen und Künstler mit einem existenziellen Überlebenskampf konfrontiert, um ein ausreichendes Einkommen zu erzielen.
Der Kampf zwischen Selbstbehauptung und Selbstverwirklichung hat sich nach über zwei Jahren Pandemie noch verstärkt. Ich möchte versuchen aufzuzeigen, dass vor allem im urbanen Raum Veränderungen und Impulse von verschiedenen Akteur:innen ausgehen, die sich außerhalb der Bereiche Kunst und Kultur befinden.

Die Stadt als Lebens-Raum

Immer mehr Menschen leben weltweit in Städten und machen sie zu den mächtigsten Akteuren und wichtigsten Problemlösern einer globalisierten Welt. Die 20-bis 34-jährigen Menschen in Deutschland wollen dort hin, wo etwas los ist. Wo das Leben pulsiert, wo es coole Jobs, gute Bildungschancen und noch coolere andere Leute gibt. Das ist im Prinzip nichts Neues und es überrascht deswegen auch keineswegs, wenn gerade die Großstädte als bevorzugte Ziele der jüngeren Generation benannt werden. Städte und Metropolregionen sind auch Sehnsuchtsorte und Ankunftsstädte für Menschen, die ihre Heimat durch Krieg, Ausbeutung, Umweltzerstörung und Perspektivlosigkeit verlassen, auf der Suche nach einem besseren und sicheren Leben.

Doch Städte sind mehr als Orte, Urbanisierung beinhaltet mehr als den Wandel von Lebens-Räumen. Ich möchte an dieser Stelle den griechischen Autor, Aktivist, Architekt und Professor an der Athener National Technical University, Stavros Stavridis, mit seinem Buch „The City as Commons“ erwähnen. Stavridis definiert Raum als eine aktive Form sozialer Beziehungen. Er unterscheidet zwischen einem öffentlichen Raum, der ohne Beteiligung oder Infragestellung bestehender Regeln genutzt wird, und einem Gemeinschaftsraum, der verändert und den Raum herausfordert und neue soziale Beziehungen knüpft.
Der Gemeinschaftsraum Commons ist daher ein erfinderischer Prozess, der neue Formen des sozialen Lebens hervorbringt. Stavridis beschreibt jenen Gemeinschaftsraum als einen Prozess voller Widersprüche und schwer vorhersehbar, aber er ist absolut notwendig für jede Anstrengung, Kapitalismus und Herrschaft zu überwinden. Im gemeinsamen Raum, der von Gemeinschaften in Bewegung geschaffen wird, finden Menschen Raum, um ihre Träume und Bedürfnisse zu vergleichen und Solidarität wiederzuentdecken. Hinter einer vielfältigen und pluralistischen Forderung nach Gerechtigkeit und Würde werden neue Wege zur kollektiven Emanzipation erprobt und erfunden.

Öffentliche Räume aneignen

Durch Preisspekulation und Kommerzialisierungsdruck verschwindet nicht nur bezahlbarer Wohnraum, sondern wir erleben auch seit Jahren ein Verschwinden des öffentlichen Raums.

Der öffentliche Raum, als Artikulations- und Bewegungsgebiet für die Öffentlichkeit, ist zum unsicheren Terrain geworden. Die Pandemie hat auch Wertigkeiten verschoben. Vieles, was öffentlich war, spielte sich erzwungenermaßen in privaten Räumen ab. Es gibt aber auch Gegenbeispiele von Umnutzung und Aneignung öffentlicher Räume. So sind in Berlin während der Pandemie Pop-up-Radwege entstanden, um insbesondere Berufspendler:innen eine Alternative zum öffentlichen Personennahverkehr anzubieten. Sie zeigen, dass durch zügige Umsetzung und reduzierte Planungsprozesse des jeweiligen Bezirks als Baulastträger und auf Anordnung der Senatsverwaltung für Umwelt, Verkehr und Klimaschutz schnelle und unbürokratische Lösungen erarbeitet wurden. Die Zahl der Menschen, die aufs Rad stiegen, nahm 2020 deutlich zu. Vor zwei Jahren, während der ersten Welle der Coronapandemie, löste das Fahrrad das Auto zeitweise als wichtigstes Verkehrsmittel ab. In Berlin stieg die Zahl der Radfahrer:innen im Sommer 2020 im Vergleich zum Vorjahr um 23 Prozent.

Berlin kommt mittlerweile auf etwa 27 Kilometer der temporären Radstreifen. Sie sind auf Spuren entstanden, die sonst dem Kfz-Verkehr oder als Parkraum dienten. Die provisorische Einrichtung gilt dort nur als erster Schritt. Künftig soll es auf allen Hauptstraßen Berlins eine sichere Radinfrastruktur geben. Impulsgeber waren und sind hierfür zahlreiche Initiativen (Changing City, ADFC, BF), die sich in wöchentlich organsierten Fahrraddemos vor allem vor 2020 für mehr und sichere Radwege sowie für eine autofreie und klimaneutrale Stadt engagierten. Ein wesentlicher Aspekt und Impulsgeber ist dabei die digitale Vernetzung. Soziale Plattformen und Bewegungen wie Changing City, aber auch Nachbarschaftsportale (wie Nebenan.de) spielen dabei eine tragende Rolle. Es ist ein Forum, das einen nachhaltigen Umgang mit Ressourcen und Solidarität in der Gesellschaft thematisiert und praktiziert.

Ein verstetigtes Beispiel ist „Über den Tellerrand“: Seit 2013 trägt die Initiative dazu bei, dass die Integration und soziale Teilhabe von Menschen mit Fluchterfahrung in unserer Gesellschaft gelingen kann. In Berlin gegründet, motiviert sie durch gemeinsames Kochen und Speisen zu grenzübergreifender Begegnung und Austausch auf Augenhöhe. Mittlerweile umfasst das Netzwerk interkulturelle Communities in 40 Städten. Es mag an die Conflict Kitchen in Pittsburgh erinnern, welche nur Speisen zubereitet aus Ländern, mit denen die Vereinigten Staaten von Amerika in geopolitischem Konflikt liegen, wie beispielsweise Iran, um mit Menschen auch über Vorträge und Diskussionsveranstaltungen in einen kulturellen und kulinarischen Austausch zu treten. Ich könnte noch weitere spannende Beispiele nennen, die jedoch die Zeit eines Impulsreferates sprengen würden.

Vernetzung schafft Veränderung

Zusammenfassend lässt sich sagen, wir sehen uns einer wachsenden Zahl von diversen Akteur:innen aus unterschiedlichen Bereichen und gesellschaftlichen Schichten gegenüber. Sie eint Offenheit und Neugierde und die Erkenntnis, dass Veränderungen nur gemeinsam und langfristig erreicht werden können. Dabei spielen die digitale als auch analoge Vernetzung eine zentrale Rolle, weil sie über eine große Reichweite und Mobilisierungspotential verfügen. Durch Vernetzung und temporäre Allianzen bieten sie den diversen Akteurinnen und Akteuren Handlungsmöglichkeiten und Lösungen, Räume nachhaltig, sozial und umweltgerecht zu gestalten.

Ich bin überzeugt, dass primär Soziokultur einen Entwicklungsfaktor für Städte und Regionen darstellen kann, wenn es gelingt, zivilgesellschaftliche Impulse aufzugreifen, sich mit den Akteur:innen zu vernetzen und diese gemeinsam als soziale Praxis in Partizipationsmodellen weiterzuentwickeln und zu verstetigen.

Zusammenarbeit im Labor „The City as Commons“

Der Tagungsplatz aus grüner Perspektive

Künstlerisches Tun im Labor „Gemeinsam schaffen“

Die Zukunft gestalten im Labor „Migrant*innen aus der Zukunft - oder: Vom Ende der Soziokultur?“ mit Sebastian Cunitz

Der Aufbau der Veranstaltung mit freundlicher Unterstützung von Bertram Weisshaar, Atelier Latent.

Warum es die Pflicht der Kunst ist, die Stadtentwicklung herauszufordern.

Das Zentrum für Politische Schönheit ist der radikale Flügel des Humanismus: eine Sturmtruppe zur Errichtung moralischer Schönheit, politischer Poesie und menschlicher Großgesinntheit. Es verschmelzt die Macht der Fantasie mit der Macht der Geschichte. Grundüberzeugung ist, dass die Lehren des Holocaust durch die Wiederholung politischer Teilnahmslosigkeit, Flüchtlingsabwehr und Feigheit annulliert werden und dass Deutschland aus der Geschichte nicht nur lernen, sondern auch handeln muss.

Gabriela Langholf, Zentrum für Politische Schönheit

Wir haben die Freiheit in der Kunst. Die müssen wir nutzen. Wir sollten jeden Morgen aufwachen und uns als erstes daran erinnern, welche Privilegien wir haben. Und danach überlegen, wie wir diejenigen sichtbar und hörbar werden lassen, die diese Privilegien nicht haben. Wir haben das Grundgesetz. Das schafft uns Möglichkeitsräume. Es ist die Pflicht der Kunst, sie zu nutzen und zu erweitern.

Das Zentrum für Politische Schönheit (ZPS) hat das getan, indem es z.B. 2014 zum 25. Jahrestag des Mauerfalls die Installation „Weiße Kreuze“ vom Reichstagsufer in Berlin an die Außengrenzen der Europäischen Union gebracht hat. Die Kreuze, die den Mauertoten gedenken, sind so zu ihren Brüdern und Schwestern an die EU-Außenmauern geflohen.

Nur die Kunst kann es sich leisten, Bürokratie zu umgehen und einen Ort des Gedenkens auch mal ohne Genehmigung abzutransportieren. Am Reichstagsufer entstand so eine Lücke, leere Kreuzhalterungen, genau wie das leere Gedenken der Mauertoten des Kalten Krieges ohne Mahnung vor den Mauertoten unserer Zeit.

Die Kunst kann noch etwas anderes. Sie kann Symbole schaffen, die der Anteilnahme und der Forderung nach Änderung Ausdruck verleihen. Sie kann anders und schneller die Zivilgesellschaft ansprechen als langwierige Prozesse es können, dabei kann sie Räume der Zivilgesellschaft erweitern. So war es z.B. 2015, als das ZPS im Rahmen der Aktion „Die Toten kommen“ eine Mutter und einen 60-jährigen Mann in Berlin bestattet haben, die während der Überfahrt nach Europa auf dem Mittelmeer umgekommen sind, um ihnen so die Würde zurückzugeben, die ihnen gebührt. Der daran anschließende „Marsch der Entschlossenen“ zum Bundeskanzleramt, um dort eine „Gedenkstätte für die Unbekannten Einwanderer“ zu errichten, endete in einem spontanen Sturz der Zäune rund um die Bundestagswiese und der Errichtung hunderter kleiner symbolischer Gräber. In den nächsten Tagen folgten hunderte Gräber in Deutschland und ganz Europa.

Die Kunst hat die Macht, Emotionen zu berühren. Sie kann die Erinnerung an würdevolles und mitfühlendes Handeln erwecken. Diese Emotionen müssen wir in die Stadt tragen. Wir müssen sie uns aneignen und denjenigen zur Verfügung stellen, die nicht für sich selbst sprechen können. Wir müssen die politische Wirklichkeit, die demokratischen Grundwerte in der Stadt ständig erobern und erweitern. Die Stadt verknüpft historische Realität und die Erinnerung daran mit Gegenwart und Zukunft. Wir müssen unsere Utopien und Ideale in die Realität der Stadt holen und im öffentlichen Raum sichtbar machen.

Ein weiteres Beispiel, das zeigt, wie Wirksamkeit erreicht werden kann, ist die 25.000 €-Suchaktion. Hier ging es darum, die Lieferung von 270 Leopard-II-Panzern nach Saudi-Arabien zu verhindern. Dafür haben wir die Eigentümer des Panzerkonzerns Krauss-Maffei-Wegmann aus ihrem Schattendasein geholt und in ganz Deutschland mithilfe von Fahndungsplakaten suchen lassen. Beim ZPS wird der öffentliche Raum zur Bühne gemacht. Wir setzen einen Funken in die Welt und die Schauspieler:innen springen von selbst mit rein. Wir setzen Höcke ein Mahnmal vor die Tür und er wird zum Hauptdarsteller, seine gesamte Faschisten-Partei spielt mit.

Wir müssen selbst dafür sorgen, dass alles gesehen wird - auch das, was verschwiegen oder normalisiert werden soll. Dem Hass auf den Kreml und seine Leute wurde z.B. in vielen Städten Ausdruck verliehen, indem Seen von Oligarchen rot gefärbt wurden oder vor russischen Botschaften Schutt, rot bemaltes Plünderer-Gut oder rote Farbe verteilt wurde. Angesichts der Erdogans, Putins und Höckes dieser Welt, auch all der Wegseher und Wahrheitsverdreher und genauso aufgrund der Menschen, die z.B. in der Todeszone zwischen Belarus und Polen festsitzen oder in den europäisch finanzierten Lagern in Libyen hungern, dürfen wir nicht die Ruhe bewahren. Humanität muss der absolute Standard sein. Und die Stadt ist die Bühne, auf der wir die Realität zu einer menschlicheren werden lassen.

„Echte Beteiligung“? Stadtteilkultur im Zusammenspiel mit integrierter Kommunalentwicklung und professioneller Gemeinwesenarbeit.

Theorie und Praxis der Beteiligung: Wir schauen auf 1. Soziale Stadtentwicklung (Leipzig Charta) und 2. Qualitätsstandards der Gemeinwesenarbeit. Denn beschäftigt man sich mit Beteiligung, führt kaum ein Weg an ihnen vorbei.

Johanna Klatt und Markus Kissling, LAG Soziale Brennpunkte

Stadtteilkultur, Soziale Stadtentwicklung und professionelle Gemeinwesenarbeit

Möglichst alle in Stadt und Nachbarschaft zu beteiligen ist erklärtes Ziel vieler Akteur:innen - von Soziokultur über Planung bis ins Rathaus. Die Stadtteilkultur spielt hier eine zentrale Rolle. Und als Teil eines integrierten Handlungskonzeptes [1] kann sie ihre Wirkung in den Nachbarschaften am besten entfalten. Sie bietet Lern- und Begegnungsmöglichkeiten in dem Quartier und regt aktiv zur Teilhabe an. Maßnahmen zur Verbesserung der Stadtteilkultur sind darauf ausgerichtet, Kultur und Kunst im Quartier zu verankern und Anlässe für eine stärkere Identifikation mit den Gebieten zu schaffen.
Auch geht es darum, mit kulturellen Aktionen neue Sichtweisen auf den Stadtteil zu eröffnen. Damit wird das Image verbessert und vor allem in der Quartiersbewohnerschaft eine veränderte Wahrnehmung angeregt. Durch ihre vielfältigen, spannenden und auffallenden Angebote trägt sie entscheidend zu Stadtgesellschaft und Demokratie bei. Bei der Frage „Was ist denn eine „echte Bürger:innenbeteiligung?“ sind also zwei Dinge entscheidend: eine Soziale Stadtentwicklung und professionelle Gemeinwesenarbeit.
Im Folgenden werden wir sie daher näher ansehen und aufzeigen, warum sie so entscheidend sind. Doch zunächst ein Blick auf die aktuellen Herausforderungen in den niedersächsischen Nachbarschaften.

Aktuelle Herausforderungen in den Nachbarschaften

Zuwanderung und die Folgen des demografischen Wandels sind enorme Herausforderungen für unsere Demokratie und das Zusammenleben in unserer Gesellschaft. In den Nachbarschaften zeigen sich diese Veränderungen ganz unmittelbar und direkt. Der Zuzug vieler Bewohnerinnen und Bewohner hat seit 2015 neue Nachbarschaften in Niedersachsen entstehen lassen, die sich dynamisch entwickeln. In ihnen beginnen gerade erst die Herausforderung, Beziehungen und Vertrauen zwischen „Alten“ wie „Neuen“ entstehen zu lassen. Die Folgen der Corona-Pandemie seit 2020 zeigen sich ganz besonders in bestimmen Nachbarschaften und Sozialräumen, bestehende Problemlagen (gerade bei Kindern und Jugendlichen) haben sich in den letzten Jahren intensiviert.
Aktuell zeigt zudem der Krieg in der Ukraine seine Auswirkungen auf Nachbarschaften in Niedersachsen: Innerhalb kürzester Zeit zogen in viele Nachbarschaften zahlreiche neue Nachbarinnen und Nachbarn ein. Der Druck auf die ohnehin bereits begrenzte Wohnraumsituation sowie die Nachfrage nach Angeboten des Zusammenlebens stieg damit plötzlich um ein Vielfaches.

1. Soziale Stadtentwicklung – integriertes Handeln auf kommunaler Ebene

Kultur im Allgemeinen und Stadtteilkultur im Besonderen stellen Handlungsfelder einer integrierten Kommunalentwicklung dar. Als Grundlage für eine derartige integrierte Sichtweise aller verschiedenen Handlungsfelder dient ein ganz entscheidendes Dokument, das von allen europäischen Mitgliedstaaten 2007 unter der deutschen Ratspräsidentschaft verabschiedet und 2020 unter derselben Federführung erneuert wurde: die Leipzig Charta [2]. Sie ist das „Leitdokument für gemeinwohlorientierte Stadtentwicklung in Europa“ und formuliert „konkrete Handlungsdimensionen und Schlüsselprinzipien guter Stadtpolitik“[3].

Betrachten wir beispielhaft die Herausforderung der Integration in den Nachbarschaften: Integration betrifft nicht nur Teilaspekte des kommunalen Lebens, sondern alle Bereiche des Gemeinwesens in den jeweiligen Dörfern, Städten und Quartieren. Sie brauchen daher eine ressortübergreifende und integrierte Vorgehensweise. Basis dafür ist ein integriertes Handlungskonzept, in dem bauliche, soziale und wirtschaftliche Aspekte gesamthaft betrachtet werden. Hierzu trägt die Stadtteilkultur entscheidend bei und wirkt - im Zusammenspiel mit möglichst vielen weiteren Handlungsfeldern - umso stärker.
Dies funktioniert besonders gut in Kommunen, in denen gesamtstädtische Strukturen aufgebaut wurden, die den Ansatz von Gemeinwesenarbeit nachhaltig in das kommunale Handeln einbinden. Für eine „echte“ Bürger:innenbeteiligung ist die professionelle Gemeinwesenarbeit der Schlüssel.

2. Professionelle Gemeinwesenarbeit

In einem professionellen Sinn ist Gemeinwesenarbeit ein Konzept der Sozialen Arbeit. Sie hat eine 130-jährige Geschichte und wird an verschiedenen Hochschulen in Niedersachsen gelehrt. Anders als Einzelfallhilfe oder Gruppenarbeit richtet sich Gemeinwesenarbeit grundsätzlich an alle Bewohner:innen eines Gebietes und anders als in den meisten anderen Feldern der Sozialarbeit und Sozialpädagogik ist Gemeinwesenarbeit aktiv aufsuchend („Geh-Struktur“ im Gegensatz zu „Komm-Struktur”).
Sie fördert die aktive Beteiligung der Bewohner:innen. Sie unterstützt nach dem Prinzip „Hilfe zur Selbsthilfe“ und fördert die Eigeninitiative. Ein wichtiges Prinzip ist, dass sie sich nicht an eine bestimmte Zielgruppe richtet, sondern vielmehr Brücken zwischen den unterschiedlichen Gruppen baut. Allgemeines Ziel ist es, zusammen mit den Bewohner:innen die Lebensqualität vor Ort zu steigern und Probleme langfristig zu lösen, das Gemeinwesen beeinträchtigen.

Die Stadtteilkultur im Bündnis für gute Nachbarschaft Niedersachsen

Was heißt dies alles nun für Niedersachsen und wie kann ich mich konkret einbringen, um zum Zusammenspiel der Stadtteilkultur mit einer integrierten Kommunalentwicklung und professioneller Gemeinwesenarbeit beizutragen? Das 2021 gegründete Bündnis für gute Nachbarschaft bietet hierzu die Möglichkeit. Damit können zukünftig landesweit das Handlungsfeld (Stadtteil-)Kultur und die Möglichkeiten zur Verbesserung von Nachbarschaften stärker in den Blick genommen werden. Alle sind jederzeit herzlich eingeladen, dabei zu sein und ihre Erfahrungen und Ideen einzubringen!
Das Bündnis verfolgt das Ziel, gemeinsam mit den unterschiedlichen gesellschaftlichen Akteur:innen das nachbarschaftliche Zusammenleben in Niedersachsen zu stärken. Es „erarbeitet hierzu Handlungsschwerpunkte und Lösungswege, um gute Nachbarschaft in Niedersachsen dort zu schaffen, wo noch keine ist, und dort zu erhalten und zu stärken, wo sie bereits besteht“. Modelle für nachhaltige Strukturen in den Quartieren sollen hierbei entwickelt werden - und gerade im Handlungsfeld der Stadtteilkultur gibt es in Niedersachsen eine Vielzahl gelungener Beispiele der „echten Beteiligung“ in Nachbarschaften. Die Arbeitsgruppe 6, Stadtteilkultur, stellt sich auf der Landeseben die Frage: „Wie können Kultur und Kunst im Quartier verankert und Anlässe für eine stärkere Identifikation mit dem Quartier geschaffen werden?“

[1] Zum „Integrierten Handlungsansatz“ Soziale Stadt vgl.: Programmstrategie Soziale Stadt, Bundesministerium des Inneren, für Bau und Heimat, 24.09.2018, S.14, siehe https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/themen/bauen/wohnen/programmstrategie-soziale-stadt.html
[2] Vgl. https://www.nationale-stadtentwicklungspolitik.de/NSPWeb/SharedDocs/Publikationen/DE/Publikationen/die_neue_leipzig_charta.pdf?__blob=publicationFile&v=7
[3] https://www.nationale-stadtentwicklungspolitik.de/NSPWeb/DE/Initiative/Leipzig-Charta/Neue-Leipzig-Charta-2020/neue-leipzig-charta-2020.html;jsessionid=051B2E-F754A090845751281F5740807D.live21301
Siehe: www.gutenachbarschaft-nds.de

Parklets als Experimentierfelder der städtischen Miteinanders .

In seinem Impulsvortrag berichtet der Projektleiter des Nachbarschafts-Kunst-Projektes „Hier im Quartier“ am Kulturzentrum Schlachthof, über seine Erfahrung mit partizipativen Kunstprojekten im öffentlichen Raum. Wie lässt sich durch gemeinsames Kunst-Machen städtischer Raum mitgestalten? Wie kann die Soziokultur die Stimmen und Anliegen von Bewohner:innen eines Quartiers verstärken, welche Möglichkeiten und Hürden gibt es hierbei und wie können soziokulturelle Projekte effektiv, sinnvoll und offen auf Stadtplanung Einfluss nehmen?

Gerrit Retterath, Hier im Quartier, Kulturzentrum Schlachthof

Was aus einer Parklücke alles werden kann zeigt das Beispiel des Nachbarschaftsprojektes „Hier im Quartier“ (Kulturzentrum Schlachthof gGmbH). Wie kann es einem Kunst- und Kulturprojekt gelingen, gemeinsam mit den Menschen einer Nachbarschaft sichtbare Spuren im Stadtteil zu hinterlassen? Diese Frage stellt sich (glücklicherweise!) nicht erst seit Kurzem, sondern ist vielfach erprobt worden in den vielen Bemühungen, Aktionen und Initiativen, die sich seit bereits einigen Jahrzehnten unter der Flagge der Soziokultur versammelt haben. Gleichzeitig zeigen diese Jahrzehnte an Arbeit jedoch auch, dass der Prozess soziokultureller Nachbarschaftsarbeit wohl niemals an ein Ende angelangen wird - vielmehr ist es wichtig, auf die immer neuen gesellschaftlichen und stadtgesellschaftlichen Fragen auch in den Kulturzentren dieser Welt reagieren zu können. Entscheidend bleiben also Formate, die die Menschen aus dem Stadtteil nachhaltig begeistern, einbeziehen und im eigentlichen Sinne des Wortes mitwirken lassen.

Parklücken bespielen

Solche Schritte müssen nicht unbedingt groß sein. Wichtig ist vielmehr, dass sie gemeinsam gegangen werden können und gegangen werden. Als Beispiel eines solchen Formates wird hier ein sogenanntes Parklet vorgestellt, also eine Parklücken-Bespielung, die im November 2021 in der Henkelstraße im Norden Kassels umgesetzt wurde. Dieses wurde von dem kunst-kulturellen Projekt „Hier im Quartier“ des ortsansässigen Kulturzentrums Schlachthof gemeinsam mit Dorothee Quentin und Prof. Wigbert Riehl vom Fachgebiet für Landschaftsarchitektur der Universität Kassel und dem Masterstudenten Long Ye ins Leben gerufen. Grundlegend ist die Idee, Parkfläche im öffentlichen Raum für etwas anderes als das Abstellen von Autos zu nutzen und so eine experimentelle Insel inmitten des vom Autoverkehr (oder eher vom Auto-Abstellen) geprägten Areals dieser Straße zu erschaffen. Städtische Quadratmeter werden so als wertvolle Ressource für nachbarschaftliche Begegnungen und nachbarschaftliches Mitgestalten begriffen. Ganz bewusst sollte hierfür also in unserem Fall die Fläche zweier Parkplätze dem Autoverkehr entzogen und einer alternativen Nutzung zugeführt werden. Das Kernziel des Mitgestaltens und der Begegnung wurde bereits im Planungsprozess der Parklücken-Bespielung beherzigt: Während des zweiten Corona-Lockdowns wurden die Bewohner:innen der Straße zu mehreren Online-Videokonferenzen eingeladen, in denen eine Idee davon entwickelt wurde, was überhaupt auf der Parklücke stattfinden soll.
Entgegen unserer vorherigen Vermutung, dass wahrscheinlich Bänke oder andere Sitzgelegenheiten hoch im Kurs stehen würden, wurde mit dem nachbarschaftlichen Verweis auf die nahegelegene Punk-Kneipe „Mutter“ und das dort gelegentlich sehr trinkfreudige Publikum schnell klar, dass hier eine andere Art der Aufenthaltsqualität geschaffen werden muss. Über die Gespräche mit den Anwohner:innen wurden wir darauf aufmerksam gemacht, dass es von einigen kleinen Pflanzen im Rinnstein abgesehen so gut wie gar kein Grün in der Straße gibt. Hieraus entstand schließlich die Idee einer Hochbeetlandschaft, die in den folgenden Wochen konkretisiert und erneut mit den Anwohner:innen online besprochen wurde. Die Umsetzung des Hochbeetes fand dann im Rahmen eines offenen, einwöchigen Bauworkshops im November 2021 statt, in dem die Anwohner:innen die gemeinsam entwickelten Ideen zusammen mit den Schreinern David Becker und Ilja Borgböhmer Realität werden konnten.
Trotz unserer anfänglichen Befürchtungen aufgrund der doch oft sehr emotionalen Debatten um städtischen Parkraum, erfreute sich das so umgesetzte Parklet bis auf wenige kritische Stimmen großer Beliebtheit - sowohl von den Menschen im Stadtteil als auch den Mitarbeitenden bei der Stadt Kassel wurde dieser verändernde Eingriff als eine Bereicherung des nachbarschaftlichen Raumes wahrgenommen. Aus der Straße selbst heraus wurden bereits in den ersten Tagen nach dem Bau zahlreiche Pflanzen bis hin zum saisonbedingten Weihnachtsbaum eingesetzt. Und auch im voranschreitenden Jahr 2022 fanden hier mehrere voneinander unabhängige Pflanzaktionen statt.
Zur Akzeptanz des Parklets hat sicherlich beigetragen, dass wir es mit einem kleinen Straßenfest nach dem Abschluss der Baumaßnahmen eröffnet haben. Wichtig ist jedoch auch, dass das Grün gepflegt werden muss. Anders als bei klassischen städtischen Grünflächen sind hier zunächst unsere Projekte und Institutionen und darüber im weitesten Sinne auch die Menschen aus der Nachbarschaft zuständig. Dies erfordert ein gewisses Maß von Verbindlichkeit und Kontinuität, die sich sicherlich nicht immer oder teils nur mit Mühe herstellen lässt - oder noch besser in Kooperation mit anderen Institutionen in der Nähe. Ergänzende Angebote wie gemeinsame Pflanzaktionen, Naturworkshops oder Straßenfeste sind hierfür ein geeignetes Begleitprogramm, das Menschen zusammenbringt und die Freude an Grün im Stadtteil noch weiter erhöht.

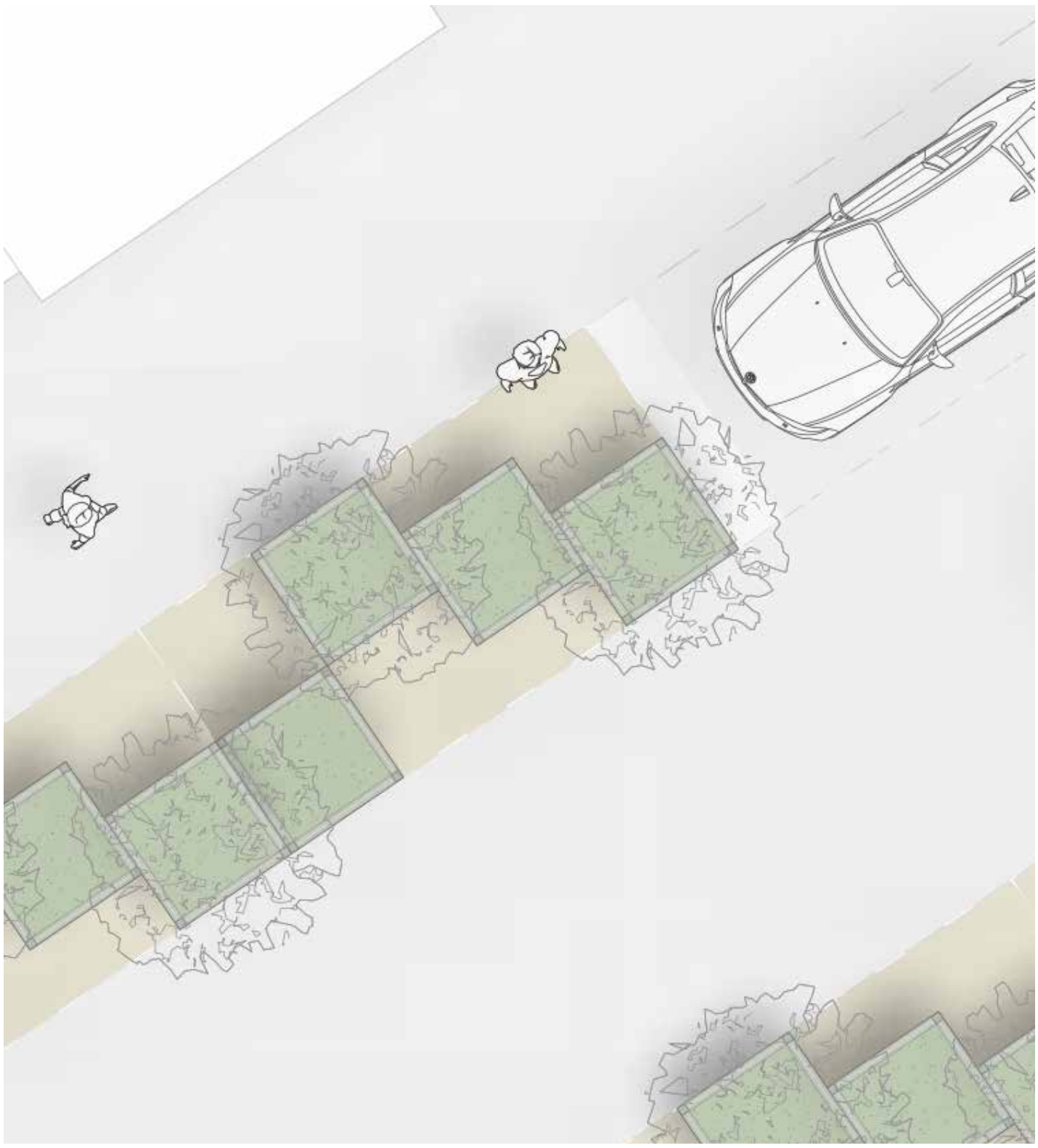
Kunst macht’s möglich

Was zeigt uns also abschließend eine solche Aktion im Hinblick auf gemeinschaftliche und nachbarschaftlich verankerte Stadt(teil)entwicklung? Zunächst zeigt sie, dass der Wunsch nach mehr Grün im Stadtteil tief in den Menschen verankert ist und dass zu diesem Zweck auch gerne Veränderungen in der gewohnten Umgebung in Kauf genommen werden. Das lässt sich in der hier beschriebenen Form jedoch nur gewährleisten, wenn es durch institutionelle oder zumindest dauerhafte angelegte Strukturen getragen und begleitet wird. Mit dem Projekt „Hier im Quartier“ und der Kooperation mit dem Fachgebiet Landschaftsarchitektur war es uns möglich, diese Strukturen zu gewährleisten und eine längerfristige Entwicklung einer alternativen Nutzung zu ermöglichen.
Entscheidend für die Umsetzung solcher alternativen Nutzungen von städtischem Raum ist dabei eine Offenheit im Prozess: Dass wir alle nicht mit einer politischen Agenda oder gar einer konkreten Idee angetreten sind, wie das Parklet am Ende auszusehen hat, sondern diese Frage an die Anwohner:innen zurückgespielt haben, erwies sich als geeigneter Weg, um eine Parklücken-Bespielung in Sinne der Nachbarschaft zu ermöglichen. Diese Offenheit im Prozess muss auch von städtischen Stellen getragen werden, wie es in unserem Fall glücklicherweise getan wurde. So haben wir es als besondere Unterstützung erlebt, dass der Ortsbeirat Nordholland von Anfang an als herausragender Unterstützer des Projektes aufgetreten ist. Ein offenes Ohr für die aus unserem Gesprächsprozess entstandenen Argumente konnte letztlich dafür sorgen, dass das Parklet so wie vorgesehen umgesetzt wurde.
Ganz besonders zeigt das Parklet auch, welche Rolle die Kunst in der Stadtentwicklung spielen kann. Die als Kunstaktion begriffene Umsetzung der Hochbeetlandschaft ermöglicht genau durch diesen kreativen Einschlag Spontanität und Mitbestimmung. Künstlerische und partizipative Ansätze im Sinne der Soziokultur treten hier als Experimentierfelder auf und eröffnen Wege und Ziele für andersartige und vielfältige Orte in unser aller Nachbarschaften. An diesen Orten müssen Ideen nicht nur Ideen bleiben, sondern können zur Wirklichkeit und damit erprobbar werden. Kunst zeigt, dass das Andere nicht nur denkbar, sondern auch machbar ist.

Bepflanzung von Parklets

Bepflanzung

Parklets mit Musik



Planung der Parklets

Beteiligung: selbstverständlich!?

Beteiligung: selbstverständlich!? Bürger:innenbeteiligung sollte selbstverständlich sein. Erfahrungen aus unterschiedlichen Beteiligungsprozessen zeigen, dass es bis dahin noch ein weiter Weg ist. Gebraucht wird eine verlässliche Beteiligungskultur. Was heißt das genau? Wie sollte sie aussehen? Wie kann sie aufgebaut werden?

Kirsten Klehn, plan zwei Hannover

„Beteiligung: selbstverständlich!“ denken wir als Stadtplanungsbüro, wenn wir von Kommunen oder seltener auch privaten Unternehmen beauftragt werden, Beteiligungsverfahren zu unterschiedlichen Projekten oder Themen durchzuführen. Wenn es darum geht das Beteiligungskonzept zu entwerfen, müssen wir aber häufig feststellen, dass es sehr unterschiedliche Vorstellungen gibt, was Beteiligung heißt und bedeutet. Dabei ist das eigentlich keine Interpretationsfrage. Schon 1969 hat Sherry Arnstein die „Partizipationsleiter“ entwickelt, die unterschiedliche Stufen bzw. Vorstufen von Beteiligung erklärt.

Die Abbildung macht – daran angelehnt – deutlich, worum es geht:

Stufe 1 Information: Sind alle Informationen zugänglich? Sind alle Hintergründe und Ziele transparent?
Information ist ein zentrales Fundament, ist aber allein noch keine Beteiligung. Trotzdem sollten in einem guten Beteiligungsprozess die Fragen nach Transparenz klar mit „Ja“ beantwortet werden. Selbstverständlich ist das lange nicht überall. Nicht selten wird von Seiten der Verantwortlichen befürchtet, dass Informationen missinterpretiert werden könnten oder unvorhersehbare Dynamiken auslösen. Tatsächlich ist es eher anders herum – fehlende Transparenz löst Mißtrauen auf Bürgerseite aus und erschwert den konstruktiven Dialog.

Stufe 2 Anhörung: Besteht echtes Interesse an der Sichtweise der zu Beteiligenden?
Anhörungen können eine gute inhaltliche Basis/ein interessantes Feedback in Planungsprozessen sein, sind aber noch nicht unbedingt Beteiligung, da der Umgang mit den Ergebnissen unverbindlich bleibt. Wenn die Öffentlichkeit befragt wird, sollte echtes Interesse am entstehenden Meinungsbild und eine entsprechende Offenheit darauf zu reagieren bestehen. Dazu gehört auch, die Ergebnisse und den Umgang damit in Form einer Dokumentation zurück zu spiegeln.

Stufe 3 Einbeziehung: Gibt es einen Dialog mit den zu Beteiligenden?
Auf dieser Stufe geht es nicht nur um eine Meinungsabfrage sondern um einen Dialog. Die Öffentlichkeit wird aktiv einbezogen, ihre Beiträge werden berücksichtigt, unterschiedliche Positionen können erläutert und abgewogen werden. Die Beteiligten haben damit einen größeren Einfluss auf die Entscheidungsfindung. Die endgültige Entscheidung liegt weiterhin bei den Planungsverantwortlichen.

Stufe 4 Mitbestimmung: Gibt es Spielräume für Beteiligung? Können Veränderungsvorschläge gemacht werden? Sind Entscheidungswege klar kommuniziert?
Erst wenn sicher ist, dass Bürgermeinungen die Planung beeinflussen können, läßt sich wirklich von Beteiligung sprechen. Dafür müssen die Spielräume klar definiert sein. Wichtig ist, dass nicht nur die Stadtverwaltung, sondern auch die Politik offen für Mitbestimmung ist. Die Bereitschaft mit nicht politisch vorabgestimmten Planungsständen an die Öffentlichkeit zu gehen – denn nur dann bestehen Spielräume für Mitbestimmung – ist nicht selbstverständlich vorauszusetzen.

Stufe 5 Mitentscheidung: Können die zu Beteiligenden über Ziele, Konzepte und/ oder Strategien mitentscheiden?
Beteiligung geht im besten Falle so weit, dass Bürgerinnen und Bürger in Planungsprozessen tatsächlich mitentscheiden können, welcher Weg eingeschlagen bzw. welche Lösung gewählt wird. Das heißt auch, dass Verwaltung und Politik Entscheidungsgewalt abgeben müssen. Nicht selten werden Teilaspekte einer Planung zur Mitentscheidung freigegeben, wo es nicht weh tut – zum Beispiel die Auswahl eines Pflastermaterials für einen öffentlichen Platz. Hier sollte aufgepasst werden, dass das Entscheidungsangebot nicht nur Alibifunktion hat. Gleichzeitig stellen Mitentscheidungsmöglichkeiten besondere Herausforderungen an den Beteiligungsprozess. Es entstehen ggf. besondere Ansprüche an Repräsentativität, Vorinformation und Transparenz von Abwägungskriterien.

Stufe 6 Kooperation: Wird im gesamten Prozess zusammengearbeitet? Gibt es verbindliche Vereinbarungen dazu? Begegnen sich alle Beteiligten auf Augenhöhe?
Im besten Fall arbeiten Verwaltung und Politik auf Augenhöhe mit Bürgerinnen und Bürgern zusammen, um gute Lösungen und Strategien gemeinsam zu entwickeln. Dies geht über eine punktuelle Beteiligung deutlich hinaus und erfordert eine prozesshafte Zusammenarbeit auf der Basis verbindlicher Vereinbarungen.

Stufe 7 Koproduktion: Können Bausteine selbst gestaltet und umgesetzt werden?
Ob im eigenen Interesse oder für das Gemeinwohl – viele Menschen sind bereit, sich aktiv in der Stadtentwicklung einzusetzen. Die Bereitschaft, sich zu engagieren und in bürgerschaftlicher Verantwortung Projekte zu entwickeln und umzusetzen, sollte unterstützt werden – seien es Wohnprojekte, Urban-Gardening-Initiativen oder Nachbarschaftsangebote im Quartier – denn solche selbstorganisierten Projekte bereichern das Stadtleben und tragen nicht selten zum sozialen Zusammenhalt bei.

Niederschwellig, einladend, alle ansprechend, verlässlich…
Beteiligung ist aber nicht nur eine Frage von Transparenz und Offenheit. Nur wenn das Angebot zur Beteiligung die Menschen auch erreicht, läßt sich von „echter“ Beteiligung sprechen. Es geht also auch um Formate und Methoden. Bürgerversammlungen, Arbeitsgruppen, Runde Tische – all dies sind wichtige Austauschangebote. Um aber nicht nur die ohnehin Engagierten und Interessierten anzusprechen, sondern auch weniger „beteiligungsaffine“ Gruppen zu erreichen und ihre Sichtweise einzubeziehen, braucht es darüber hinaus gehende Angebote.

Das bedeutet zum Beispiel dahin zu gehen, wo die Menschen sind – also vor Ort auf den Platz, in den Park, um den es geht. Das heißt aber auch ggf. eigene, passgenaue Formate für unterschiedliche Zielgruppen zu finden. Und im besten Fall werden verlässliche Angebote gemacht, es gibt einen festen Anlaufpunkt und bekannte Ansprechpersonen für die Menschen im Quartier.

Das Ziel: Beteiligungskultur
Aber damit Beteiligung selbstverständlich wird, braucht es mehr als punktuelle Beteiligungsangebote in dem einen oder anderen Projekt. In den letzten Jahren haben verschiedene Kommunen, z.B. Mannheim, Schwerte oder Heidelberg, lokale Beteiligungsleitlinien entwickelt. Sie regeln verbindlich, wann und wie Bürgerinnen und Bürger in Planungs- und Entscheidungsprozesse eingebunden werden. So entsteht eine verlässliche Beteiligungskultur.

Vorbildlich ist diese in der Stadt Kiel. Dort gibt es nicht nur klare Leitlinien, in denen Spielregeln für frühzeitige, freiwillige Beteiligung an Planungen der Stadt festgelegt sind. Eine Beteiligungskultur erfordert auch ein gutes und breites Informationsangebot. Dafür gibt es die Website „Kiel im Dialog“.

Dort findet man eine Liste aller Planungsvorhaben der Stadt. Es besteht die Möglichkeit, selbst einen Beteiligungsprozess zu einem Thema oder Projekt anzuregen. Regelmäßig werden dort Berichte und Evaluationen zu den Beteiligungsaktivitäten veröffentlicht.

Und die logische Konsequenz dieser verlässlichen Beteiligungskultur ist, dass auch die letzte Stufe der Beteiligungsleiter erklommen und Koproduktion ermöglicht wird. In Kiel wird das über den Fonds „Gemeinsam Kiel gestalten“ unterstützt. Mit dem Fonds werden von Bürgerinnen und Bürgern durchgeführte Projekte und Maßnahmen in Stadtteilen gefördert, die eine nachhaltige Aufwertung, die Förderung von nachbarschaftlicher Zusammenarbeit und ein sicheres Zusammenleben im Quartier zum Ziel haben.

Warum die Soziokultur ein zentraler Treiber der Transformation unserer Innenstädte sein sollte

Dr. Matthias Rauch, NEXT Mannheim

Unsere Innenstädte stehen vor einem immensen Transformationsprozess, weg von einer monofunktionalen Nutzung durch den stationären Einzelhandel und hin zu einer stärkeren Diversifizierung der Nutzungen, die auch wieder stärker nicht nur Büroflächen, sondern auch Räume für Kultur, Soziales und urbane Produktion mit einschließt. Die US-amerikanische Urbanistin Jane Jacobs stellte in ihrem wegweisenden Buch „The Death and Life of Great American Cities“ bereits in den 1960er Jahren zentrale Aspekte für lebendige, inklusive und nachhaltige Quartiere vor. Zu diesen Aspekten zählen unter anderem Diversität und konsequent gemischt genutzte Quartiere. Darüber hinaus weist Jacobs ganz explizit auf die Notwendigkeit von unterschiedlichen Temporalitäten der Nutzung hin, d.h. es sollte in einem Quartier immer auch eine Mischung aus Tages-, Abend- und Nachtnutzungen geben. Ansonsten läuft ein Quartier Gefahr, dass Angstorte entstehen und die von den Quartiersbewohner:innen implizit ausgeübte soziale Kontrolle nicht greifen kann: die sogenannten „eyes on the street“ fehlen. Auch weist bereits Jacobs auf die zentrale Funktion des öffentlichen Raums für die Vitalität eines Quartiers hin. Die Frage, wie wir unseren öffentlichen Raum nutzen (sollten), stellt sich auch beim anstehenden Transformationsprozess unserer Innenstädte mit neuer Dringlichkeit.

Was kann bzw. sollte die Rolle der Soziokultur innerhalb dieses großen Transformationsprozesses sein? Die Soziokultur bringt zahlreiche Eigenschaften, Haltungen und Herangehensweisen mit, die sie zu einer zentralen Akteurin bei der Neukonturierung der Innenstadt machen sollte. Bei Innovations- oder Transformationsprozessen ist es stets der Fall, dass das Ergebnis ungewiss und auch der Verlauf des Prozesses nicht genau vorhergesagt werden kann. Auch das Risiko des Scheiterns ist bei Innovationsprozessen stets inhärent. Will heißen, es gibt keine Standardlösungen und keine Passepartouts, die auf jede Innenstadt passen würden. Es ist daher die Zeit der Experimente, des Ausprobierens. Und wo könnten wir besser experimentieren als in der und durch die Kultur?

Darüber hinaus bringt die Soziokultur jahrzehntelange Erfahrung in der Aneignung von Räumen mit und sie agiert selbst stets flexibel, inklusiv und kann sich unterschiedlichen Kontexten vergleichsweise schnell und mühelos anpassen. Zudem wird eine erfolgreiche Transformation unserer Innenstädte neue Governance-Strukturen, also neue Steuerungsstrukturen und -prozesse brauchen, die eine deutlich höhere Zahl und eine viel größere Bandbreite an Stakeholder:innen um diesen Prozess zusammenbringt, als man das von herkömmlichen Planungs- oder Stadtentwicklungsprozessen gewöhnt ist. Auch hier bringt die Soziokultur große Erfahrung im Arbeiten in offenen Netzwerken und offenen Kollaborationen mit. Und auch das gezielte Zusammenbringen von Expert:innen und Nicht-Expert:innen ist etwas, das die Soziokultur schon von Anbeginn konsequenter und wahrscheinlich erfolgreicher als jede andere Kulturform umgesetzt hat. Nicht zuletzt ermöglicht die Soziokultur ästhetische Erfahrungen und damit potenziell auch eine deutlich höhere und intensivere Identifikation mit der Innenstadt, die aufgrund der weitgehend monofunktionalen Nutzung durch den Einzelhandel und der Tatsache, dass sich hier meist nur noch die großen Franchise-Unternehmen in den sogenannten 1A-Lagen der Innenstadt durchsetzen konnten, austauschbar und identitätslos geworden ist.

Die Soziokultur ist dabei keineswegs funktionale Erfüllungsgehilfin eines Wunsches nach einer nachhaltigen, inklusiven, resilienten und multifunktionalen Innenstadt, sondern sollte nicht nur die Chance erkennen und ergreifen, Kultur wieder mit großer Selbstverständlichkeit ins Zentrum unserer Städte zu bringen, sondern auch eine bislang vielleicht nie dagewesene Sichtbarkeit für die eigenen Projekte erzeugen, die auch im Bereich des sogenannten „Audience Development“, also der Erschließung neuer Publikumsschichten, einen nicht unerheblichen Schub geben könnte.

Zweifellos wird es klug agierende Intermediäre in diesem Transformationsprozess brauchen, die die unterschiedlichen Stakeholder:innen-Gruppen immer wieder zusammenbringen und um ein Ziel herum vereinen. Doch sollte die Soziokultur hier nicht zögerlich oder abwartend agieren, sondern sich proaktiv sowohl Potentialräume als auch wieder stärker den öffentlichen Raum aneignen, sodass wir zukünftig nicht nur Wohnen, Arbeiten und Einkaufen, sondern auch Kultur, soziale Begegnung, urbane Produktion, Handwerk und das Verweilen in sogenannten dritten Orten wieder als zentrale Elemente der Erfahrung unserer Innenstädte begreifen können. Die Soziokultur könnte hier gemeinsam mit der Kultur- und Kreativwirtschaft Vorreiter einer neuen, kollaborativen, inklusiveren und nachhaltigeren Form der Stadtentwicklung werden.

Startpunkt des Labors „Die Stadt mit Füßen lesen“

Spaziergangforschung auf‘s Parkdeck mit Bertram Weisshaar

Die Stadt mit Füßen lesen

Stadt und Architektur sind dreidimensionaler Raum. Raum aber verstehen wir letztlich erst, indem wir uns in diesem Raum bewegen – am zweckmäßigsten zu Fuß. Die Bewegung ist die vierte Dimension. Zudem verändern sich Städte fortlaufend – eine weitere Dimension. Zugleich verändern sich unsere Sichtweisen und unser Denken auf und über Stadt und Architektur. Wer könnte da noch die Füße stillhalten.

Bertram Weisshaar, Atelier Latent

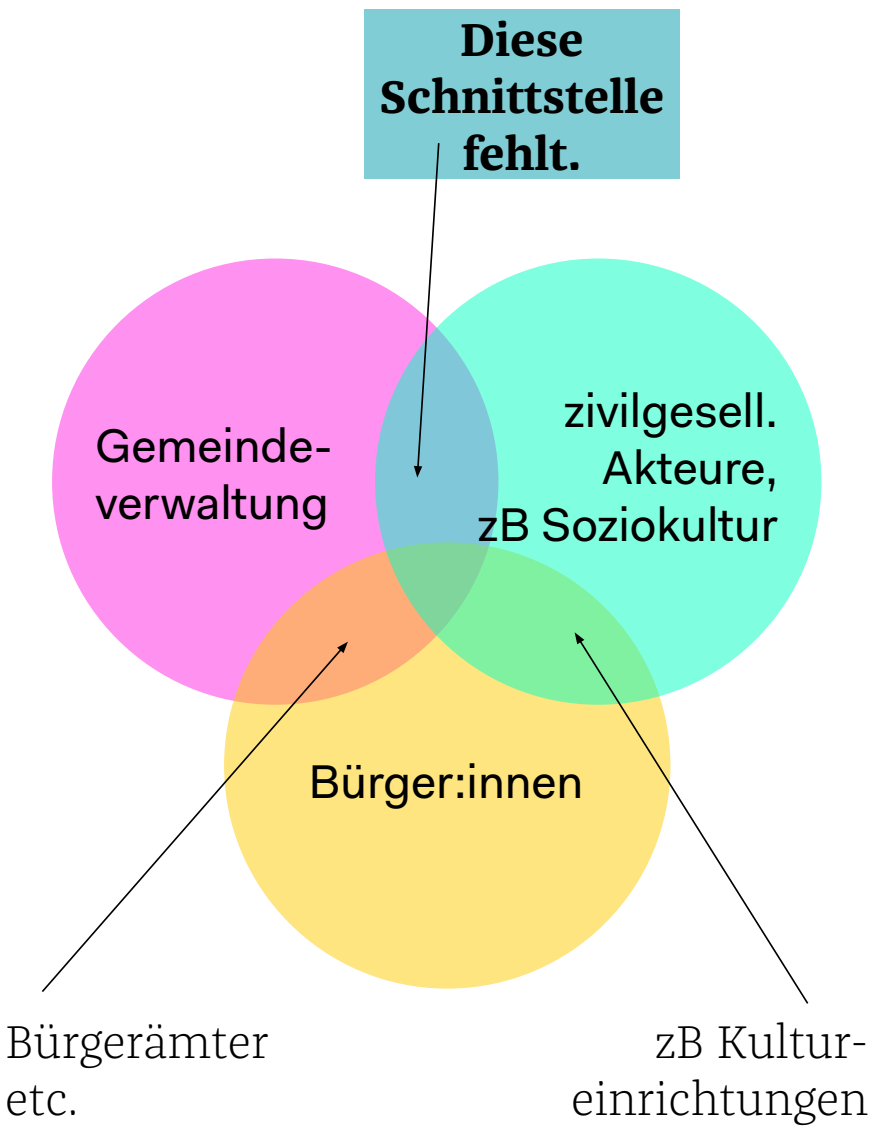
Mit dem Claim „Kunst und Kultur als Entwicklungsfaktor für Städte und Regionen“ formulierte die Tagung einen selbstbewussten Auftritt. Ganz ähnlich unterstreichen Künstler:innen und Kultureinrichtungen, die in dem Feld der Stadt- oder Regionalentwicklung mit Projekten aktiv sind, häufig die Bedeutung von Kunst und Kultur als durchaus notwendige Komponente, oft zusammengefasst unter dem Begriff „weiche Standortfaktoren“. Häufig möchten Kunst- und Kulturprojekte dabei den Bewohner:innen die Teilhabe bei der Gestaltung und Entwicklung der Städte, Dörfer oder Landschaften ermöglichen. Tatsächlich stellen jedoch die einschlägigen Beteiligungsverfahren viele Mitmenschen vor ziemliche inhaltliche Herausforderungen. Soll der angestrebte Austausch wirklich produktiv werden, so bedarf es eines Mediators. Seine Rolle ist es, zu erklären, zu informieren, auch zu übersetzen und Nachfragen anzuregen. Eben dieser Aufgabe können sich Kultureinrichtungen oder Künstler:innen auf Stadtteilebene annehmen. Dabei ist es sehr hilfreich, die Diskurse unmittelbar an die konkreten Orte zu bringen, auf die Straße. Dieses gemeinsame vor Ort gehen fördert den Austausch auf Augenhöhe mit allgemeinverständlicher Sprache. Gegebenheiten und Umstände, die in einem Versammlungsraum mühsam geschildert werden müssten (und daher häufig unerwähnt bleiben), erklären sich durch das gemeinsame Aufsuchen der betreffenden Situation häufig von ganz allein.

Bei den Walkshops „Die Stadt mit Füßen lesen“ wurden verschiedene „Formate in Fortbewegung“ vorgestellt. Ausgehend von dem Andreas-Hermes-Platz wurden in den drei nacheinander durchgeführten Walkshops jeweils ein anderer angrenzender Stadtbereich erkundet. Somit hatte jeder Spaziergang seine Eigenheit.

Das Erleben von eher unangenehmen Situationen prägte den ersten Rundgang. Die Atmosphäre im südlichen Bereich des Andreas-Hermes-Platzes und der sich anschließenden Unterführung wurde dominiert durch mehrere Personengruppen, die man der Drogenszene zugehörig vermutete. Der Fußgänger- und Radfahrertunnel im Volgersweg unter der Berliner Allee war ein weiterer Unort. Die Enge des Tunnels und die schnell fahrenden Radfahrer:innen lassen den Durchgang als recht gefährlichen Ort erfahren. Zudem stank es penetrant nach Urin. So wurde bei diesem Spaziergang besonders deutlich, dass man bei einem solchen den aufgesuchten Situationen ganz unmittelbar selbst ausgesetzt ist.

Einem eher spielerischen, experimentellen Konzept folgte der nächste Walkshop: In ein Luftbild wurde eine gerade Linie beliebig eingezeichnet. Dieser Linie galt es nun als „Route“ so direkt als möglich zu folgen. Vorhersehbar musste das scheitern, verläuft diese „Route“ doch quer über Gebäude und unbetretbare Privatgrundstücke. Das Überraschende dieses Formats: Immer dort, wo man auf ein Hindernis stößt, wird man auf etwas aufmerksam, was man ansonsten nicht bemerkt hätte. Und dieses etwas kann der „Stoff“ werden einer neuen Erzählung oder der Ausgangspunkt eines neuen Projekts.

Der dritte Walkshop endete in dem Beach Club auf dem Parkhaus Lister Tor. Der Betreiber der Location war anwesend und spontan zu einem Talk zu gewinnen. Auch ein Blick hinter die Kulissen wurde uns möglich. So wurde dieser Walkshop zu einem Talk Walk, einer Talk-Show in Fortbewegung.



„Soziokultur kann die ganz großen Themen im Kleinen erfahrbar machen“.

Szenen einer Großstadt

Wie das Kaninchen vor der Schlange steht unsere satte Gesellschaft vor der unsicheren Zukunft. Um diese unscharfe Zukunft etwas besser zu umreißen und trotz der Unwägbarkeiten spannende Ideen zu entwickeln, arbeitet der Workshop in klar beschriebenen, aber dennoch futuristisch anmutenden Szenarien. Mithilfe einer Kreativmethode aus dem Design Thinking entwickeln die Teilnehmer:innen Ideen, die ebenso konkret wie zukunftshaltig sind.

Axel Watzke, studiovorort

1. Soziokulturelle Ansätze in der Stadtentwicklung funktionieren

- Der Umbau der Auto-Stadt zur Menschen-Stadt ist europaweit im Gange. In den skandinavischen Ländern und den Benelux-Staaten schon seit Jahren. Deutschland hinkt (mal wieder) hinterher.
- Prägend für diesen Ansatz ist sicherlich das Buch Human Scale“ von Jan Gehl.
- Die Soziokultur mit ihren Community-orientierten und flachhierarchischen Ansätzen und der Anwendung künstlerischer Mittel scheint prädestiniert dazu, Player in der Stadtentwicklung von morgen zu sein.
- Da die Menschen-Stadt aber in vielen Städten immer noch als eine Spinnerei abgetan wird, ist die Wahrnehmung der Soziokultur als relevanter Player auch wenig ausgeprägt.

2. Es gibt Aufholbedarf

- Communitys werden vor allem digital aufgebaut und auch digital gemanagt.
- Erfolgreiche Macher:innen, die eine große Community hinter sich wissen, sind Profis in Mediengestaltung, SEO, crowd funding und New Work.
- Hier hat die Soziokultur noch viel Lernpotenzial.
- Auch das Wissen um Stadtentwicklung und den Stand der Entwicklung von Kommunen (z.B. von der Ordnungskommune hin zur Netzwerkkommune) ist nur bedingt vorhanden, um gegenüber den Stadtverwaltungen sprechfähig zu sein.

3. Die Schnittstelle zwischen (Stadt-)Verwaltung und zivilgesellschaftlichen Akteur:innen ist schwach ausgeprägt

- Die Soziokultur als zivilgesellschaftlicher Akteur sollte nicht nur ein Selbstverständnis als ausführender, quasi „verlängerter“ Arm der Stadtverwaltung haben, sondern dieses weiterentwickeln hin zu einem Netzwerk.
- Eine räumliche Verknüpfung zwischen diesen beiden Welten klingt vielversprechend. Also nicht nur zusammen Projekte machen und sich gelegentlich abstimmen, sondern tatsächlich ZUSAMMEN arbeiten.

Ein Teil der Ergebnisse des Labors „The City as Commons

Präsentation der individuellen Sichtweisen. Rechts Martin Keil

The City as Commons

Die Projektgruppe REINIGUNGSGESELLSCHAFT setzt sich in drei Workshops mit den Herausforderungen der Stadtentwicklung, ihren Partizipationsmöglichkeiten und der Rolle von Soziokultur auseinander. Mit Hilfe eines Kombinationsspiels werden die Teilnehmenden eingeladen, eigene Assoziationen, Reflexionen und Gedanken zu artikulieren, die nachhaltige soziokulturelle Handlungsfelder und Möglichkeiten bieten.

Martin Keil, REINIGUNGSGESELLSCHAFT

Als soziale Praxis wurde das Kombinationsspiel vor über 20 Jahren entwickelt und von verschiedenen Zielgruppen international genutzt (u.a. von Unternehmer:innen, Verwaltungsmitarbeiter:innen und Studierenden). Seitdem wurde das Assoziationsspiel stetig weiterentwickelt.
Es besteht aus den Komponenten Bilder, Begriffe und Piktogramme. Die Bilder stammen von weltweiten Schauplätzen des Strukturwandels. Die Begriffe werden dem aktuellen Diskurs über Stadt- und Regionalentwicklung entnommen. Die stilisierten Piktogramme prägen in öffentlichen Leitsystemen unsere Alltagswelt.
Die Aufgabe besteht in der freien Assoziation der drei Elemente. Dabei bleibt es den Teilnehmenden überlassen, von einer der drei Komponenten ausgehend frei zu kombinieren. Das Bilden von Assoziationen ist ein kreativer Prozess, er verknüpft und setzt spielerisch Aspekte in Beziehung. Die Teilnehmenden stellen sich ihre individuellen Kombinationen gegenseitig vor. Ausgehend von ihrem Erfahrungshintergrund und ihrer Alltagspraxis werden auf einer reflektierenden Ebene die Fragestellungen aufgegriffen. Die Ergebnisse führen in einem weiteren Schritt zur inhaltlichen Vertiefung. In einer offenen Diskussion werden als Ergebnis auf die drei Leitfragen stichpunktartig folgende Aussagen getroffen.

Hier die Ergebnisse aus den Workshops:

Workshop 1

Schlüsselfrage: Wie können wir, die soziokulturellen Einrichtungen und Initiativen, mit den Herausforderungen der Stadtentwicklung: Gentrifizierung, Instrumentalisierung, Kommerzialisierung etc. umgehen?

- Strukturwandel gerecht gestalten
- Zugänge verbessern: exklusiv versus inklusiv
- Bessere Kommunikationsstrategien
- Mehr Interkulturalität

Aufkommende Fragestellungen: Wie gehen wir mit dem Modernisierungsdruck um? Wo existiert Gemeinschaft? Wo lassen sich gemeinschaftliche Prozesse initiieren? Was wollen und brauchen wir? Wer fühlt sich zuständig?

Workshop 2

Schlüsselfrage: Wie kann echte und identitätsstiftende Bürger:innenbeteiligung gelingen?

- Vertrauen schaffen
- Beteiligung muss offen sein
- Interesse und Einfühlungsvermögen
- Selbstermächtigung durch Aufklärung
- Spielerische und künstlerische Formate
- Wandlungsfähigkeit ermöglicht einen Perspektivwechsel
- Wertegesellschaft: ungleiche Lebensverhältnisse werden zur Herausforderung
- Transparente Prozesse auf Augenhöhe

Workshop 3

Schlüsselfrage: Welche Rolle kann und will die Soziokultur in der Stadtentwicklung der Zukunft spielen, also welche Impulse setzt sie und welche Wirkungen kann sie erzielen (Nachhaltigkeit)?

- Kompetenter Ansprechpartner und Impulsgeber für kommunale Behörden
- Mitgefühl und Bedürfnisse wecken
- Interdisziplinäre und ganzheitliche Herangehensweise (Nutzung künstlerischer und empirischer Methoden)
- Mehr Wandlungsfähigkeit innerhalb der Soziokultur: mehr Mut und Selbstbewusstsein von soziokulturellen Akteur:innen
- Mehr Projekte im öffentlichen Raum
- Ermächtigung von Bürger:innen als Multiplikator:innen
- Mehr finanzielle Planungssicherheit durch langfristigere Projektzeiträume

Vertieftes Arbeiten im Labor

Sebastian Cunitz stellt die Ergebnisse seines Labors vor

Migrant*innen aus der Zukunft - oder vom Ende der Soziokultur?

In einer fiktiven Selbsthilfegruppe tauschen sich Migrant:innen aus der Zukunft über ihre Herausforderungen im Heute aus. Ziel ist es, die Stadt wieder als Lebensraum von Gemeinschaften wahrzunehmen. Wie konnte es so weit kommen?

Sebastian Cunitz, Cameo Kollektiv

In diesem Labor geht es um ein Szenario aus dem Jahr 2085. Zur Vorbereitung auf den Workshop erhielten alle Teilnehmenden einen Tag vor der Konferenz einen fiktiven Zeitungartikel zugeschickt. Dort ist zu lesen, dass seit einigen Tagen unkontrolliert viele Menschen aus der Zukunft flüchten. Der Grund für die Flucht ist, dass eine künstliche Intelligenz (KI) einen Virus geschrieben und verbreitet hat, der binnen Sekunden weltweit alle Endgeräte und mit ihnen den Zugang zu allen existierenden Orten der Begegnung und des Austauschs zerstört hat. Bis dahin hatte die Verlagerung aller Begegnungen und der Arbeit in den virtuellen Raum dazu geführt, dass alle Herausforderungen gelöst wurden, die wir im Jahr 2022 beschreiben. Die Zukunft also ist positiv. Die Menschen fühlen sich sehr wohl in der digitalisierten Welt. Doch eine KI hat den Zugang zum virtuellen Raum für immer verschlossen.

Ausgehend von diesem Szenario wurden die Teilnehmenden in zwei Gruppen aufgeteilt, um sich mit derselben Frage zu beschäftigen: Was macht Soziokultur aus? Die Antworten dazu sollten einmal mit dem Zeitverständnis aus dem Jahr 2022 und einmal mit dem aus dem Jahr 2085 gemacht werden. Danach sollten die Gruppen für sich überlegen, welche Fragen sie an die jeweils Zeitfremden haben, um zu verstehen, was JETZT getan oder gelassen werden muss, damit die Zukunftsmigrant*innen nicht kommen werden.

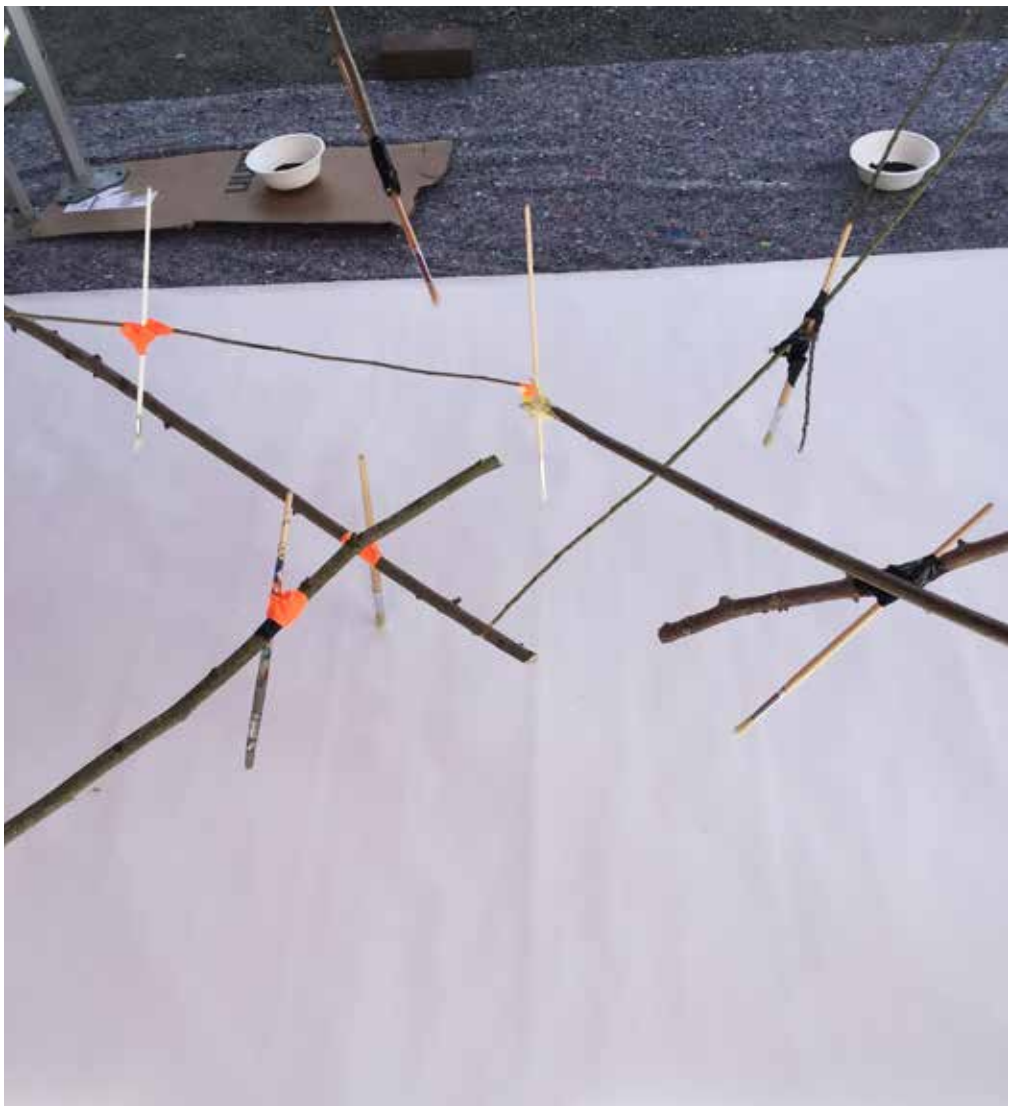
Dieses Rollenspiel hat nicht ganz so funktioniert, wie es gedacht war. Es hat sich zum einen gezeigt, dass wir als Menschen es gewohnt sind, aus der Vergangenheit zu lernen. Es war zu beobachten, dass die Gruppe GEGENWART echte Schwierigkeiten hatte, die Frage „Was macht Soziokultur aus?“ nur für das Jahr 2022 zu beantworten, aber mit dem Wissen um die Zukunft aus dem Jahr 2085. Immer wieder wurde auf das, was geschehen wird, Bezug genommen. Was bedeutet diese Beobachtung für unser tägliches Handeln? Immerhin gibt es viele Erzählungen der Zukunft. Können wir die GEGENWART der Soziokultur ohne ihre Zukunft beschreiben?

Folgende Beschreibungen wurden in den Gruppen der GEGENWART formuliert:

- Empathie
- flache bzw. überschaubare Hierarchien
- Versuch, „Blasen“ zu überwinden
- Raum für Engagement bieten
- Know-how & Service
- Gemeinschaftserlebnisse ermöglichen
- Empowerment
- Vielfalt an Angeboten | Projekten | Orten
- Anspruch, integrativ & inklusiv zu sein
- Nachwuchs in den Blick nehmen
- Widersprüche auszuhalten
- Rahmen zum Interagieren
- Kommunikation durch verschiedene Medien
- Handlungsfähigkeit durch gemeinsames Tun
- Sinnliche Eindrücke machen „Eigensinn“ möglich
- Herrschaftsfreie Räume schaffen und zur Verfügung stellen
- Soziales Feedback

In den Gruppen der Zukunftsmigrant:innen gab es besondere Schwierigkeiten. Eine Frage eines Teilnehmers an seine Gruppe beschreibt das Problem ganz gut: „Liebe Leute, wie kann es sein, dass wir als Vertreter:innen der Soziokultur von unseren Besucher:innen verlangen, sich auf unser Programm einzulassen, wir aber nicht in der Lage sind, uns auf dieses Szenario einzulassen?“ Diese Herangehensweise ging sogar so weit, dass die Aufgabe an sich komplett in Frage gestellt wurde. Die Personen, die sich auf das Szenario einlassen konnten, haben den entscheidenden Unterschied gemacht. Aus einer ihrer Federn stammt die Frage: „Wie organisiert ihr Konsens?“

Erste Spuren des „Gemeinsamen Schaffens“ mit sehr langen Pinselstielen



Für das Labor wurden die Pinsel um anderthalb Meter verlängert

Gemeinsam Schaffen

Menschen mit unterschiedlichen Sichtweisen, Wahrnehmungen und Talenten treffen aufeinander. Zusammen erproben sie in einem künstlerischen Experiment, was passiert, wenn Gegensätze, Gemeinsamkeiten und Impulse etwas schaffen. Was geht in uns vor und welche Ergebnisse sind die Folge? Das können wir gemeinsam herausfinden.

Daniel Hobein, Cameo Kollektiv

Ziel des Workshops „Gemeinsam Schaffen“ ist es, die Teilnehmenden der Tagung mit kreativen Mitteln zum „direkten Machen“ einzuladen. Auf großen Leinwänden (4 × 2,2 Meter) tragen die jeweiligen Laborgruppen mit bis zu drei Meter langen Pinseln kontrastreiche Tinte auf den Malgrund auf. Die Leinwände sind auf dem Boden ausgelegt, die acht bis zehn Akteur:innen stehen im Kreis drumherum. Der Workshop-Leiter unterbricht in spontanen Intervallen das gemeinsame Arbeiten. Dann werden Malmittel und Stehposition getauscht. Dadurch kommt man ins Gespräch, das künstlerische Arbeiten wird unterbrochen oder an die neuen Gegebenheiten angepasst. Zum Ende der Workshops sind große abstrakte und kontrastreiche künstlerische Arbeiten entstanden. Diese werden ausgestellt und die Teilnehmenden besprechen ihre Eindrücke und Gedanken.

Das gemeinsame Malen wird mit dem Ablauf von Projekten assoziiert, in denen ebenfalls verschiedene Akteur:innen zusammen an einem Ergebnis arbeiten. Unterschiedliche Charaktere treffen zusammen, bündeln ihre Energien, Know-how und Werkzeuge und erschaffen etwas. Allen Akteur:innen sind die impulsiven Unterbrechungen des Schaffensprozesses bekannt: Sie können die Motivation steigern, aber auch als störend und frustrierend wahrgenommen werden. Am Ende entsteht immer etwas: ein Kompromiss, eine Innovation oder sogar etwas, mit dem niemand gerechnet hatte.

Ein Ergebnis, mit dem niemand gerechnet hat, kann ein Scheitern, eine Inspiration für die Zukunft, aber auch eine Innovation sein. Das Scheitern kann dabei möglicherweise in Kauf genommen werden, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, Ungedachtes zu erzeugen. Es wird viel darüber gesprochen, wie Projekte meist ablaufen und welche Konflikte und Machtstrukturen darin vorherrschen. Zum Beispiel geht es um Fälle, in denen die Kommunikation der einzelnen Projekt-Akteur:innen gehemmt ist. Und auch darüber, dass projektleitende Personen, die sehr eng untereinander kommunizieren – auch durch eventuelle private Verknüpfung – manchmal das gesamte Team eines Projektes durch ihren Informationsvorsprung lähmen können. Deutlich wird, dass fest eingeplante projektbegleitende Teamtreffen, die auch von außenstehenden Mediator:innen moderiert werden, dabei helfen könnten, übermäßige Machtstrukturen oder Konfliktpotenzial abzubauen oder zu verschlanken.

Während auf der Leinwand gearbeitet wird, tauschen die Teilnehmenden ihre selbst angefertigten Pinsel/Zeichengeräte miteinander. Dabei fällt einigen Akteur:innen auf, wie schwer es ist, mit dem Werkzeug einer anderen Person zu arbeiten. Manchmal braucht man etwas Überwindung, um sich auf die Denk- oder Arbeitsweise einer anderen Person einzustellen. Aber es ist möglich, sich an die neue Situation anzupassen und so neue Lösungswege oder Arbeitsweisen in sein Repertoire aufzunehmen. Offenheit kann hier ein hilfreiches Mittel sein. Im Verlauf des Workshops werden Passant:innen und Personen auf dem Platz mit einbezogen. Viele Menschen, die interessiert oder als Stadtbewohner:innen zufällig vor Ort waren, arbeiten mit. Manche führen nur ein paar Striche aus, andere beginnen, konzentriert mitzugestalten. Dies führt vor Augen, dass das Bedürfnis an Mitsprache/Beteiligung sehr vielfältig ist. Bürger:innenbeteiligung ist für die Gegenwart sowie die Zukunft der Städte ein wichtiges Werkzeug und kann die Demokratie stärken.

Bürger:innenbeteiligung sollte in Zukunft mehr konkreten Einfluss auf das Stadtgeschehen haben. Manchmal bedeutet sie aber auch, einfach niederschwellige Zugänge und Möglichkeiten der Mitsprache zur Verfügung zu stellen. Hier muss eine ausgewogene, gesunde Mischung der Bedürfnisse angesprochen werden, um so viele Menschen wie möglich einzubinden. Man muss als Stadtverwaltung also nicht davon ausgehen, dass alle Bürger:innen einer Stadt konkret in den politischen Kurs eingreifen wollen, sondern oft nur bereit sind, ein paar Striche einzufügen. Diese Striche können dazu führen, dass Bürger:innen sich mit ihrer Stadt mehr verbunden fühlen und sich untereinander vernetzen. Die Ambitionen sowie die Wahrnehmungen der Menschen können völlig unterschiedlich sein. Das muss im Vorfeld ermittelt werden.

Konzentierte Arbeit auf „heißem Pflaster“

Die Meise rennt auf heißem Pflaster

Es wird geschrieben. Schnell, assoziativ und von einem Kerngedanken ausgehend. Und plötzlich ist da eine Vielzahl von Texten, die sich spielerisch mit dem Thema Stadtentwicklung auseinandersetzen. Sie schaffen Impulse zum Weiterdenken, eröffnen neue Perspektiven und bieten einen kreativen Einstieg in die Diskussion.

Ulrike Wilberg, Kathrin Reinhardt. Agentur für Weltverbesserungspläne

„Hä und was soll da jetzt gemacht werden in dem Workshop?“ Es wurde geschrieben. Schnell, assoziativ und von einem Kerngedanken ausgehend. Welche Utopien habe ich für die Stadt-/Land-/Regionsentwicklung - im Hinblick auf meine Gestaltung jenseits von überhitzten Immobilienmärkten, Konsum und Gentrifizierung? Welche Möglichkeiten bieten Dritte Orte als Mitspieler in der Stadt-/Land-/Regionsentwicklung? Welche Rolle kann die Soziokultur in Bezug auf Dritte Orte spielen? Welche Visionen habe ich als Bürger:in/als Soziokultur in Bezug auf die Stadt-/Land-/Regionsentwicklung. Das waren die Fragen, die Ulrike Willberg und Kathrin Reinhardt gestellt haben.
Hier einige der Antworten:

Hallo, ich bin die Regionsentwicklung
ich entwickle die Verwicklung
ich entfilze den Filz
ich sammle Pilze
ich pflanze Pflanzen
ich tanze
alle mögen sich
oder etwa nicht?
ich schreibe ein Gedicht
ich reime nicht
weil Reim-Schleim-Leim
Region ist zu Hause ist Heim
trautes Heim
ganz allein
allein?
zusammen?
gemeinsam?
einsam?
bloß nicht vergessen zu essen
was ich liebe
das Lieblingsessen
den Liebling essen
die Leibspeise essen
wehe einer mäkelt
es wird gehäkelt
und geschäkert
geschmaucht und geräkelt.
Es wird gekocht doch doch
Alle dabei
Brei

Hallo, ich bin die Bürger:innenbeteiligung. Ich gestalte den 3. Ort. Ich wünsche mir einen Ort, der so un-gestaltet wie möglich bleibt. Einen offenen Ort, einen Un-Ort. Einen Ort für Anfänge. Einen für Begegnungen mit Menschen, Dingen, Gedanken und Bezügen, mit denen sich wortwörtlich „etwas anfangen“ lässt.

Meine Lieblingsvorstellung von Stadt: Was sich alle Nutzer:innen darüber erzählen. Stadt als immer neue Narration, also mit Dynamik, mit Potenzial zu Vertrautheit und Überraschung zugleich. Als Sammlung von Geschichten und Bezügen, die niemals abgeschlossen ist und stets anders gelesen werden kann. So kann Stadtentwicklung sich zudem Offenheit und Freiheit bewahren - Wertfreiheit, Normfreiheit, Konsumfreiheit. Was bleibt, ist die Bedeutung von Verantwortung jeder und jedes Einzelnen.

Als Kind habe ich davon geträumt, in einem Hochhaus zu wohnen, in dem sich die Menschen der Stadt versammeln. Die Liebespaare treffen sich auf einer Bank auf dem Dach. Umgeben von Bienen, die sich im Hochhausgarten Nahrung suchen. Kinder, die dort einen Lernraum haben, um sich künstlerisch oder wissenschaftlich zu entfalten. Gestritten wird nur auf dem Müllumschlagsplatz. Zur Aussöhnung können alle im Keller ihre Bahnen in einem Gemeinschaftspool ziehen. Hier leben, lieben, sterben wir.

Willkommen - ich bin die Soziokultur. Die Menschen in der Stadt und auf dem Land sind mir wichtig.
Gern bin ich Gastgeberin, lade ein. Am liebsten zu lustigen, kreativen, familiären Treffen. Ein herzlicher Umgang mit einem liebevollen Blick auf die Stadt. Wir sind nie gleich. Wir halten dennoch zusammen - wir sind eben Familie.

Es ist ganz egal, wo. Es kann in einem Garten sein oder in der Mitte einer Menschenmenge. Hauptsache ist: Ich bin da - die Soziokultur! Darum sollte es gehen und das sollte das erklärte Ziel sein. Alle haben Lust darauf, sich mich anzueignen! Ob draußen oder drinnen. Ich kann alles für alle sein. Klingt romantisch verklärt, vielleicht utopisch. Aber wäre es nicht toll, wenn durch mich mehr Zusammenhalt entstünde? Nachbar:innen zur Nachbarschaft mutieren? Ich will ja keinen Druck machen, aber es wird Zeit, dass sich etwas ändert. Und ohne arrogant zu sein - vielleicht bin ich ja diese Veränderung. Ich stelle mich gerne für euch alle zur Verfügung und bitte nur um einen würdevollen Umgang, freue mich aber sehr, wenn ihr Lust habt, mit mir die Zukunft zu gestalten. Na? Wie wäre es? Ich bin gerne euer Ruhepol, euer Dancefloor, eure Versuchsmaschine. Probiert es doch einfach mal aus.

Die Impulsgeber:innen und Künstler:innen

Sebastian Cunitz (*1983)
arbeitet mit den Methoden des Social Design. Er ist Master in DESIGN&MEDIEN, Teil der Geschäftsleitung des Cameo Kollektivs und freiberuflicher Prozessdesigner, Berater und Moderator.
https://cameo-kollektiv.de

Daniel Cyril Hobein (*1987 geb.)
ist studierter Künstler, gelernter Gestalter und freier Grafiker.
Neben der jahrelangen Erfahrung im Feld der Gebrauchsgrafik ist er freischaffend künstlerisch tätig. Seine künstlerischen Arbeiten sind in namhaften Institutionen und völlig unbekannten urbanen Ausstellungsorten in Deutschland und dem Ausland zu sehen. Daniel lebt und arbeitet in Hannover.
https://cameo-kollektiv.de

Johanna Klatt
Co-Geschäftsführung Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) Soziale Brennpunkte Niedersachsen/ Autorin (u.a.) von „Entbehrliche der Bürgergesellschaft? Sozial Benachteiligte und Engagement“. Die Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) Soziale Brennpunkte Niedersachsen e.V. verfolgt den Auftrag, Bewohner:innen von sogenannten benachteiligten Wohngebieten in professionellen Strukturen und Methoden der Gemeinwesenarbeit in Niedersachsen zu stärken und fördern.

Markus Kissling
Co-Geschäftsführung Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) Soziale Brennpunkte Niedersachsen / Vorsitzender BAG Soziale Stadtentwicklung und Gemeinwesenarbeit. www.lag-nds.de

Martin Keil
REINIGUNGSGESELLSCHAFT. Martin Keil und Henrik Mayer arbeiten als bildende Künstler in der Projektgruppe REINIGUNGSGESELLSCHAFT. In den Projekten der RG kommt zeitgenössischer Kunst die Rolle zu, gesellschaftliche Entwicklungen zu reflektieren und neue Handlungsräume zu ihrer Gestaltung zu eröffnen. Keil und Mayer arbeiten partizipativ mit unterschiedlichen Gruppen und verändern öffentliche Räume installativ oder performativ. So entstehen neue Sichtweisen auf gesellschaftliche Themen und neue Beziehungen zwischen Menschen werden ermöglicht.
http://www.reinigungsgesellschaft.de

Kirsten Klehn
Gesellschafterin im Büro plan zwei. Als Stadtplanerin ist sie in diversen Themenfeldern und Aufgabenbereichen der Stadt- und Quartiersentwicklung tätig. Auf unterschiedlichen Planungsebenen hat sie Beteiligungsverfahren mitkonzipiert und umgesetzt. Ein Arbeitsschwerpunkt ist die Stadtforschung. Sie ist Vorstandsmitglied der Wohnungsgenossenschaft WOGE Nordstadt eG, Hannover.
www.plan2.de

Gabriela Langholf
Das Zentrum für Politische Schönheit ist der radikale Flügel des Humanismus: eine Sturmtruppe zur Errichtung moralischer Schönheit, politischer Poesie und menschlicher Großgesinntheit. Wir verschmelzen die Macht der Phantasie mit der Macht der Geschichte. Grundüberzeugung ist, dass die Lehren des Holocaust durch die Wiederholung politischer Teilnahmslosigkeit, Flüchtlingsabwehr und Feigheit annulliert werden und dass Deutschland aus der Geschichte nicht nur lernen, sondern auch handeln muss. Wir bewaffnen die Wirklichkeit mit moralischer Phantasie und treten gegen Amnesty International an, weil wir glauben, dass der Kampf um Menschenrechte radikaler geführt werden muss. Er wird nicht mit Hashtags, Lichterketten und Online-Petitionen, sondern mit Fiktion und Phantasie gewonnen. https://politicalbeauty.de

Dr. Matthias Rauch
studierte Amerikanistik, Betriebswirtschaftslehre und Medien- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Mannheim. 2007-2010 war er Promotionsstipendiat im Promotionskolleg “Formations of the Global” an der Universität Mannheim und im Jahr 2010 “Visiting Research Fellow” an der York University, Toronto. Seit 2020 ist er Leiter des Bereichs „Kulturelle Stadtentwicklung & Kultur- und Kreativwirtschaft “ bei NEXT Mannheim. Von 2014 - 2018 2. war er Vorsitzender der Gesellschaft für Musikwirtschafts- und Musikkulturforschung (GMM) e.V.
https://next-mannheim.de

Kathrin Reinhardt
studierte Schauspiel am Mozarteum in Salzburg. Nach verschiedenen Festengagements arbeitet sie seit 2011 freischaffend als Schauspielerin, Moderatorin und Theaterpädagogin. Sie ist Ensemblemitglied des freien Theaters „Agentur für Weltverbesserungspläne“, das den traditionellen Theaterraum verlässt und Kunst im Alltagsraum verortet.

Gerrit Retterath
ist einer der Projektleiter des soziokulturellen Projektes „Hier im Quartier“ am Kulturzentrum Schlachthof. „Hier im Quartier“ hat es sich zur Aufgabe gemacht hat, nachbarschaftliche Umfelder mit Hilfe partizipativer Kunstformate mitzugestalten. Zudem ist Gerrit Retterath bekennender Graffiti-Lobbyist und betreibt Kunst- und Kulturvermittlung in Veranstaltungsreihen, Vorträgen und Führungen. Als Soziologe promoviert er an der Universität Kassel zu „Praktiken des Teilens“.
https://utopolis.online

Prof. Tim Rieniets
ist Professor für Stadt- und Raumentwicklung in einer diversifizierten Gesellschaft an der Leibniz Universität Hannover. Ausgebildet als Architekt hat sich Tim Rieniets in seinem beruflichen Werdegang der Erforschung, Vermittlung und Diskussion zeitgenössischer Fragen der Architektur und Stadtentwicklung gewidmet. In diesem Tätigkeitsfeld engagierte er sich in Forschung und Lehre sowie als Kurator und Publizist. Er war Gastprofessor an der TU München (2012) und Dozent an der ETH Zürich (2011). Von 2013 bis 2018 war er Geschäftsführer der Landesinitiative StadtBauKultur NRW.
www.staedtebau.uni-hannover.de/de/stadt-und-raumentwicklung/team/prof-tim-rieniets

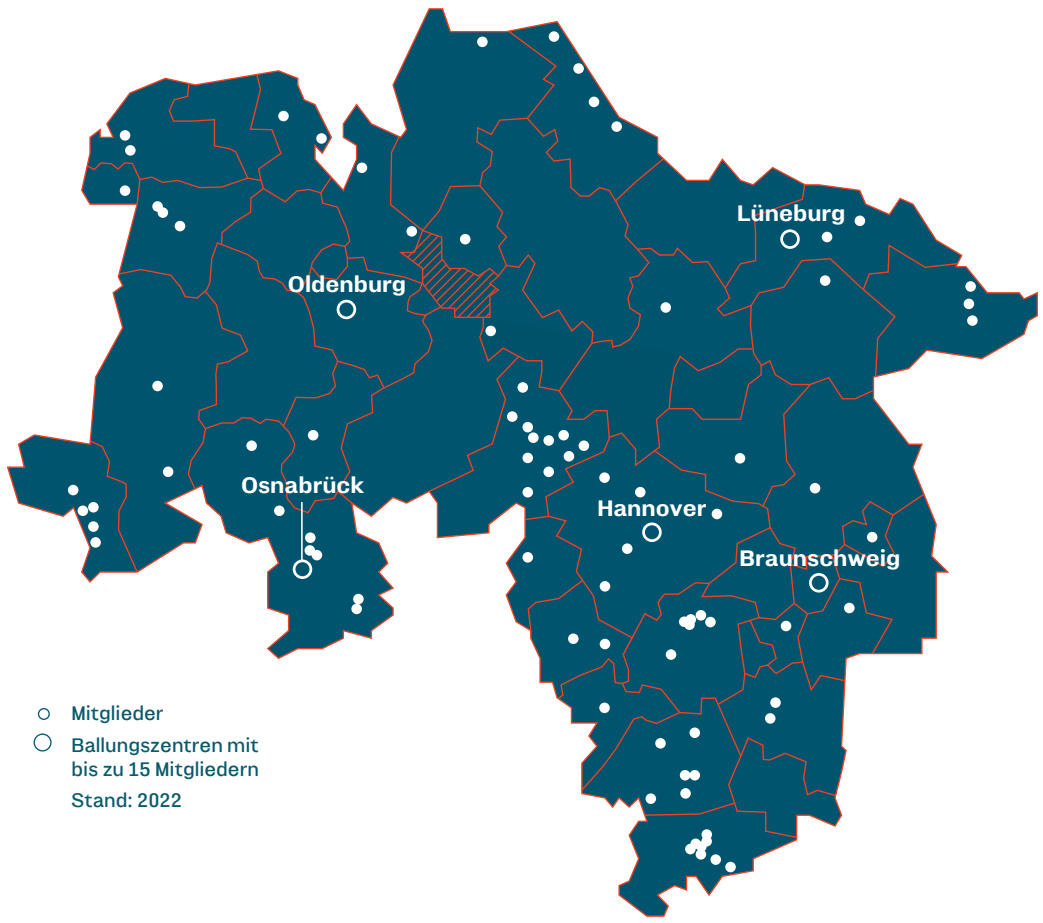
Axel Watzke
studierte Visuelle Kommunikation an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee. 2005 gründete er die Agentur für Kulturkommunikation anschlaege.de und begleitet viele Kulturorganisationen in Veränderungsprozessen. Er entwickelte einen der ersten Co-Working-Spaces in Berlin.
www.studiovorort.de

Bertram Weisshaar
gründete 2001 das Atelier Latent in Leipzig. Seine Arbeit ist inspiriert von der Spaziergangsforschung und der Fotografie. Den Schwerpunkt bildet das GEHEN als eine dem Menschen ganz unmittelbare Form der Welterfahrung. Meist mündet diese „Philosophie“ in gestaltete, geführte Spaziergänge oder auch in individuell nutzbare Audio-Spaziergänge. Vor dem Hintergrund der langjährigen Erfahrung (seit 1995) mit der Gestaltung von dialogischen Spaziergängen oder auch künstlerischen Walks erarbeitet Atelier Latent auch Konzeptionen für Veranstaltungsreihen und Vermittlungsprogramme. www.atelier-latent.de

Ulrike Willberg
Agentur für Weltverbesserungspläne. Ulrike Willberg hat Kulturwissenschaften studiert. Sie ist Projektentwicklerin und Regisseurin des freien Theaters “Agentur für Weltverbesserungspläne”. Die AWP inszeniert gesellschaftsrelevante Themen komisch wie ernsthaft, mit einer formalen, bildhaften und musikalischen Vielfalt in ungewöhnlichen Konstellationen und Alltagsräumen. Die Künstler*innen verfolgen mit ihrer Arbeit eine neue feministische, ökologische, soziale und antirassistische Erzählung.
www.ulrikewillberg.de

Soziokultur

Die Mitglieder des Landesverbands Soziokultur Niedersachsen ermöglichen Teilhabe und gestalten Dörfer, Regionen und Quartiere gemeinsam mit der Bevölkerung. Sie sind mit ihren Formaten und Angeboten Standortfaktoren und Zukunftslabore. Sie schaffen einen guten Nährboden für ein demokratisches Miteinander. Dafür stehen die 112 soziokulturellen Zentren und Vereine.



„Und plötzlich war da eine Vielzahl von Texten, die neue Perspektiven eröffnen, Impulse geben und einen kreativen Einstieg in die Diskussion um Transformation, Vision und Utopie in der Stadt-/ Land- und Regionalentwicklung bieten“.

„Die Kunst kann noch etwas anderes. Sie kann Symbole schaffen, die Anteilnahme und der Forderung nach Änderung Ausdruck verleihen. Sie kann anders und schneller die Zivilgesellschaft ansprechen, als langwierige Prozesse es können, dabei kann sie Räume der Zivilgesellschaft erweitern“.

Zitate von Teilnehmer:innen